

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Badische Schule. 1934-1939 1935**

2 (18.1.1935)

# Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe

## Wilhelm Sauter

ein deutscher Kriegsmaler. / Von Hermann Wolff.

(Zu unserem Bild „Kameraden“.)

In der Kunst der Nachkriegszeit wurde nicht selten versucht, den Weltkrieg im Bild zu gestalten. Der Erfolg mußte ausbleiben. Kein Wunder! Es fehlte der Glaube an den heldischen Geist. Wir kennen die realistischen Darstellungen eines Otto Dix, die den Menschen in trostlose Hoffnungslosigkeit treiben. Der Stil der Wandmalerei blieb bei äußerlichem 3. T. verlogenen Pathos stehen. Er ging nicht in die Tiefe des Kriegserlebens. Suchte man die Kunstausstellungen nach dem Umsturz in Deutschland ab, es war nicht viel zu finden! Fast schien es, als ob der Kämpfer des heldischen Frontkämpfers uns in der bildenden Kunst nicht erstehen sollte. Und doch steht er unter uns, so ganz nahe, daß wir Gefahr laufen, seine Größe nicht richtig zu sehen. Glauben wir doch wieder an die Schöpferkraft unseres Volkes und an die Auferstehung des Meisters aus dem Volk! Auch in der Kunst!

Wir können mit Recht stolz darauf sein, daß einer aus unseren Reihen aufstand, endlich dem deutschen Volk das Bild des wirklichen, heldischen Frontkämpfers zu geben.

Wilhelm Sauter hat im Seminar in Heidelberg seine Ausbildung als Lehrer erhalten. Er geht in den Krieg, aus dem er das furchtbare Erlebnis des Verschüttetwerdens und eine schwere Schädigung seines Gehörs mitnimmt.

Nach dem Studium auf der Kunstschule in Karlsruhe tritt er als Zeichenlehrer in den Dienst der Höheren Schule Badens, der er auch heute noch angehört. Seit

letzten Herbst lebt er wieder in seiner Heimatstadt Bruchsal.

Das Kriegserlebnis ließ ihn nimmer los. Aber die Zeit nach dem Krieg war für seine Gestaltungen noch nicht reif. Es mögen acht oder neun Jahre her sein. Da traf ich Sauter auf der Treppe der Kunsthalle in Mannheim, eine Mappe unter dem Arm mit den ersten Kriegsbildern, die er dem Direktor vorlegen wollte. Von dem Besuch kam er in großer Niedergeschlagenheit und mit einem leeren Trost zurück. Der Direktor einer „modernen“ Kunsthalle hatte damals anderes zu tun. Da mußte erst eine Zeit kommen, für die der Künstler Sauter auch als politischer Mensch mitkämpfte. Nun aber ist die Saat reif! Vor über einem Jahr wurden jene ersten Bilder vom Weltkrieg veröffentlicht. Es waren kleinere Bilder von erschütternder Wucht und Wahrheitstreue. Heute hat der Meister keines mehr davon in Händen. Unser Kultusminister Dr. Wacker hat mit sicherem Blick sofort den großen Gestalter erkannt und das meiste angekauft. Die Werke gehören dem Volk.

Im Herbst vergangenen Jahres wurde der Künstler auf Anregung der Kulturkammer vom Ministerium beurlaubt, damit er das Werk beginne, das dem deutschen Volke bis jetzt fehlt. Die erste Frucht dieses Schaffens war ein kleines Bild: „Der Meldegänger“. Schon hier zeigt sich eine starke Verinnerlichung. Ein Meldegänger schreitet durch eine zerstörte Ortschaft an der Somme, allein in der unheimlich ruhig liegenden Zerstörung.

Mit unserem Bild von den „Kameraden“ aber beginnt ein neuer Abschnitt. Zum erstenmal wählt er ein großes Format und gewinnt dabei einen gesteigerten Ausdruck. Der Künstler stellt den Krieg in ganz eigenem Stil mit unvergleichlich packender Überzeugungskraft dar. An die künstlerischen Mittel denkt man gar nicht mehr. Der Krieg und das wirkliche Heldentum dieses Kampfes werden in diesem einen Bild allgegenwärtig! Trommelfeuer. Trichter auf Trichter werden aufgerissen. Die Erde bebzt und wankt. Wo noch eben Soldaten lebten, da liegt alles verschüttet. Längst sind die letzten Krumen aus dem schlaffen Brotbeutel herausgekrast. Und immer noch brüllt die Schlacht! Da, ein Bruchteil einer Sekunde nur, tritt jene Ruhe ein, die den Frontsoldaten aufhebt, schneller und stärker als der schärfste Ton. Zwei, die das Grauen vieler solcher Schlachten geteilt und überlebt, stürzen an den

Trichterrand, und Schuß auf Schuß peitscht über die Schollen dem Feind ins Gesicht. Plötzlich aber ist da ein scharfer metallischer Klang. Ein durchfurchtes Haupt wendet sich in unaussprechlichem Begreifen und Ergriffenwerden nach dem Kameraden, den ein Kopfschuß umgestürzt, wissend: nun ist er wieder da, der Tod. Wir sehen in ein Gesicht, das Tod und Vernichtung bis zu höllischer Qual geschaut hat und darüber lederhart geworden ist. Diesmal aber ist ihm der Letzte genommen, und ihn umfängt grenzenlose Einsamkeit. Nicht einmal dem Schmerz darf er sich hingeben. Er hat nicht Zeit zur Trauer. Die Schlacht ist noch nicht aus. Mit Entschlossenheit und unerhörter Willenskraft kämpft er weiter. Seine Hände sind am Gewehr, denn über dem Schmerz steht die Pflichttreue. Wann hat je ein lebender Künstler solchen Ausdruck für den Helden des Weltkrieges gefunden?

Johannes Kirschweng

## Zwischen Welt und Wäldern.

**W**em ich sage, daß ich in Wadgassen geboren bin, an der Saar zwischen Saarlouis und Saarbrücken, der sieht Schlotte vor sich und das dunkle Gewölk, mit dem sie den Himmel überziehen, der hört das Heulen der Sirenen und das Lärmen der Dampfhämmer und der Eisensägen. Aber zu meinen frühesten Erinnerungen gehören Rehe, die auf der Höhe des Hügels vor dem Haus im Abendlicht standen. Sie waren aus dem Wald und seinen Geheimnissen herausgetreten, aber eigentlich nur, um das Haus und den Beginn des Dorfes wenigstens noch in den Wald und seine blaue Dämmerung hineinzuziehen. Und es muß ihnen gelungen sein, nicht nur für einen Abend oder ein paar Winternächte, die Dorf und Wald in der milchigen Flut des Nebelmeers zusammenströmen ließen, sondern für die ganzen Jahre der Jugendzeit.

Denn immer, wenn ich an die Heimat denke, sind da zwar Vater und Mutter und Geschwister, aber sie sind umrauscht vom Rauschen des Waldes. Ich sehe die Mutter sich über eine Geisblattblüte beugen, den Vater mit seinem Stock eine widerspenstige, schwarz und süß beladene Brombeerranke heranziehen. Der Wald war die Tiefe der Heimat, ihre ewige Sintergründigkeit, äußerlich ihre Grenze und insgeheim ihr innerster Beginn. Der Wald ist heute noch groß, dem Kind erschien er unendlich. Es gab zu ihm unzählige Eingänge, und jeder führte in eine andere Welt.

Wir waren immer im Wald, zu allen Jahreszeiten. Im Frühling zwischen den silbrig lichten Buchen, unter denen die Anemonen blühten. Im Sommer auf der Suche nach Himbeeren, Erdbeeren und Heidelbeeren und in aller Fülle des Gefundenen nie ganz zufrieden, weil wir nie auf den Platz stießen, von dem die Mutter uns oft erzählte, daß sie als Kind ihn ein-

mal gefunden hatte, auf eine Lichtung, dicht bestanden mit dicken, süßen Erdbeeren und mit einer Wolke von Duft darüber.

Der Herbst segte uns in die Nusshecken hinein, in denen wir hingen, bis sie uns die letzte braune Nuss hergegeben hatten. Einmal im Herbst haben mein Bruder Hermann und ich mitten zwischen Buchen und Tannen einen wilden Apfelbaum gefunden, dessen Früchte in diesem Jahre besonders dick und rot geraten waren, und wir haben daheim nicht Ruhe gegeben, bis die Mutter mit uns ging und das herbe Waldgewächs, das wir vom Baum schüttelten, in den Korb sammelte. Sie ist ja selber noch so jung gewesen damals, die Mutter. Oft sind wir auch nur durch die Tannen gelaufen, um die roten Fliegenpilze in ihrem Schatten glühen zu sehen, und am Abend haben wir uns Märchen erzählt, in denen sie weiterglühten.

Der Winterwald sah uns im Rauhreif und im Schnee. Immer schien er in seiner blauesten Einsamkeit das Geheimnis des Advents und der Weihnacht zu bergen, und jeder Vogel, der stumm und groß vor uns aufzog, mußte davon wissen.

In unserem Wald gab es alles, was es in Wäldern geben kann: Tannen, Kiefern, Buchen, Eichen, Birken und Lärchen, und alle redeten ihre eigene Sprache zu uns. Irgendwo am Eingang eines dunklen Tannenwaldes, der sich schwer und bedrohlich aufstaut wie die Nacht selber, standen zwei Birken, wie tröstende Engel. Eine Buche war wie ein Haus, in dem man wohnen konnte und vertraut werden konnte mit Eichhörnchen und Spechten, die darin hausten. Alle Eichen aber schienen immer uralt zu sein, hunderte, vielleicht tausend Jahre alt. Uns war, als wenn wir unter ihnen nach Spuren heidnischer Opferstätten suchen mußten. Heute noch, wenn ich müde und traurig bin und die

Seele sich auf die Suche macht nach einem Ort, an dem sie wahrhaft daheim ist, rauscht ihr über alle Berge und Flüsse der Heimatwald entgegen, und in seinem Rauschen ist aller Glanz, alle Süße und alle Geborgenheit der Jugend.

Der Wald war die geliebte Einsamkeit des Dorfes. Wir erschrafen, wenn einmal laute Rufe darin zu hören waren oder die Stimmen von ein paar Singenden, während eine einzige singende Stimme als die Stimme des Waldes und der Einsamkeit selber erscheinen konnte.

Die großen Wiesen an der Saar aber taten sich auf für die Gemeinsamkeit des dörflichen Lebens, unseres Kinderlebens. Im Frühling und Sommer waren es nur schmale Pfade, die man da gehen durfte. Den Kleinsten reichten die blühenden Gräser bis an die Brust, und allen erfüllte das Gesumm und Gezirp der Bienen und Käfer und Grillen Ohren und Seelen. Aber im Herbst, wenn auch der zweite Schnitt vorüber und der Grummet in die Scheunen gebracht war, dann gehörten die Wiesen ganz uns. In ihrer Weite verloren sich fast die paar Duzend Kühe und hundert Ziegen, die da gehütet wurden, aber von einem Lager zum anderen klagen langgezogene Juruße und fasten immer wieder das sich deh nende Tal in einer seltsam verhaltenen Fröhlichkeit zusammen. Girtenfeuer wurden entzündet, und Flamme um Flamme stieg klar in den herblich zarten Himmel auf, oder sie rang auch mit dem Nebelmeer, das aus dem Flußbett aufgestiegen war und unsere ganze Welt überschwemmt hatte. Das aber war fast noch schöner, heimeliger und mehr dazu angetan, Träume erstehen und stark werden zu lassen. Da wird es auch zum erstenmal geschehen sein, daß mit scheuen und ungeschickten Worten versucht wurde, solch einen Traum aus der inneren und verborgenen Welt der Seele in das Licht des Tages und in das Leben der anderen zu stellen, und da zum erstenmal wurde auch das Anders- und Besonders-Sein als eine Last und als ein seltsam beängstigendes Schicksal empfunden. Im Wald waren immer nur wir Geschwister zusammen, die, wenn es auch an hitzigen, jäh aufflammenden Wort- und Sandgefechten wahrhaftig nicht fehlte, sich verstanden und eine gemeinsame Welt der Wunder und Träume besaßen, denen, um nur eines zu nennen, am Abend vor dem Einschlafen das Bett zur Gondel wurde, die durch das Fenster zwischen Bäumen und Häusern in den nächtlichen Himmel hineinschwebte, über Flüsse und Berge und fremde strahlende Städte, und beladen von allem Glanz auf eine selige Trauminsel sich senkte. Aber in den Saarwiesen strömte alles zusammen, was Kühe und Geißen zu treiben hatte oder auch, wie wir, nur von der sanften Seiterkeit der herblichen Weite angezogen wurde, und es war ja nicht verwunderlich, daß jeder fremdere Klang, der da zu schwingen begann und sich in den gemeinsamen Jubel mischen wollte, mit wachsender Befremdung und unerbittlichem Spott aufgenommen wurde, wenn es dabei blieb und nicht zu gröberem und handgreiflicheren Ausdrücken der Mißbilligung kam. An allen Stunden, den hellen und den nebligen, den heiteren und den verdüsterten, strömte der Fluß vorüber, die Saar, die bei uns immer ernst und schwer war, dunkel und bitter geworden von den Gewässern der Fabriken und langsam durch die ihr aufgezwungene

Kanalisation. Manchmal brachte sie ein Schiff mit Quarzsand für die Glashütte. Das kam aus Frankreich und hatte Fergen, die auf vielen Fahrten ein seltsames Deutsch gelernt hatten. Es hätte lustig sein können und klang doch an dem trüben, schwerfälligen Fluß nur traurig, nach Verlorenheit und Heimweh. Zwischen Wald und Wiese lag unser Haus, beiden nah genug, um in seiner innersten Kammer noch die Schauer des einen und die Weite der anderen spüren zu lassen. Es ist gebaut aus Steinen der Festungsmauern von Saarlouis, und so haben seine eigenen Mauern etwas Schweres, Wuchtendes bekommen, aber auch eine Sicherheit und Zuverlässigkeit, in die man heute noch, groß geworden und ihm entwachsen, sich hineinkuscheln kann mit dem Gefühl, daß einem jetzt nichts mehr zustoßen wird, daß man gerettet ist, solange es einen hält. In meiner Kinderzeit hat es noch einen offenen Kamin gehabt, und dessen lodernde Flammen haben mir mehr Märchen erzählt als alle Märchenbücher, und nicht nur Märchen. Die zarten Spuren der Vergangenheit, die in den Erzählungen sichtbar geworden waren, wurden im Schein des Kaminfeuers deutlich und fest. Die Abtei, von der im hellen Tageslicht nur noch wenig zu sehen war, ein paar Mauern, ein Flügel des Hauptbaues und ein Hofgebäude, fügte sich jetzt wieder zu ihrer prächtigen Größe und Gewalt zusammen, und weiße Mönche gingen ein und aus, und das goldene Kreuz erglänzte auf der Brust des Abtes. Aber viel ältere Geheimnisse noch waren unter den Fundamenten des Klosters und der Kirche zu spüren und begannen sich zu regen und zu reden mit dunkler und mächtiger Stimme, unter der das Herz erbeben mußte. Wenn man dann an einem Winterabend etwa vom Kaminfeuer ans Fenster trat und zu den riesigen alten Bäumen, Pappeln und Platanen, hinüberschaute, die das Klostergebiet begrenzten, dann schien auch da draußen im Mondlicht das alte Gemäuer im Wachstum begriffen und in stände, seine alte, geweihte Herrlichkeit zurückzugewinnen.

Im Sommer freilich blieb der Blick an Gesträuch und Bäumen unseres Gartens hängen, und da waren keine anderen Geheimnisse als die des Blühens und Reifens, des Duftes und der Süße. Vor dem Haus gab es ein paar Birnbäume und Flieder und Schneeballen, Goldregen und Rosen und Kapuzinerkresse, und hinter dem Haus waren weiß- und farbigglühende Erbsen- und Bohnenhecken und gelbe Gurkenblüten und langsam sich schließende Krautköpfe. Dem Kind war alles groß und unendlich, schien der Garten nicht an fremde Gärten zu grenzen, sondern an fremde Reiche und Länder eher, wenn nicht gar an fremde Sterne.

Durch unser Heimatreich mit Wald und Wiese, Haus und Garten liefen Straßen genau nach den vier Himmelsrichtungen und verbanden es mit der Welt. Von dem Dorf, das groß und schön ist und an der ganzen Saar berühmt durch seine Gärten und Bäume, kann ich, wenn ich nur dem Diktat kindlicher Erinnerungen folgen soll, nicht viel sagen. Es hat damals für mich wirklich aus dem Elternhaus bestanden und dann noch aus Wald und Wiese, die ja dem nüchternen Betrachter eher seine Grenzen bilden. Seine Geschichte aber ist, da es erst nach dem Untergang der Abtei groß geworden ist, keine andere als ihre. Die Kristallfabrik,

die auf den Ruinen des Klosters errichtet wurde, war Jahrzehnte hindurch ein schönes Bild patriarchalischen Verhältnisses zwischen den Arbeitern oder vielmehr Kunsthandwerkern, unter denen meine beiden Großväter Meister waren, und der Leitung, bis in unseren Tagen der eifige Wind der Rationalisierung dazwischen geblasen hat.

Der Wald ist genugsam schon gerühmt, und so bleibt von dieser südlichen Straße nur noch zu sagen, daß sie bald nach Westen abbiegt, ein paar ruhige Gaudörfchen lerührt, durch noch viel ruhigere lothringische Nester läuft, bis sie Metz und die Mosel erreicht, und daß sie nicht eher zur Ruhe kommt, als bis sie in Paris ist. Die nördliche Straße führt an den Fluß und hinüber nach Bous, das aus der alten Zeit ein barockes Försterhaus der Abtei besitzt und aus der neuen ein Röhrenwerk, das einmal Tausenden Brot gab, und das jetzt auch die Mehrzahl seiner Schloten nicht mehr qualmen lassen kann. Dann schlägt die Straße einen Bogen nach Osten und gelangt durch allerhand Bergmännsdörfer und Hochwaldberge und Nahwingerte an den Rhein. Aber das ist ein gutes Stück weiter, als es auf der anderen Seite nach Metz ist, und während uns als Kindern Metz erreichbar schien, war uns der Rhein wie ein schöner ferner Traum.

Die westliche Straße läuft über das Gemüsebauerdorf Lisdorf, das ungezählte, für frühe Märkte bestimmte Wagen mit Kohlköpfen und Salat und Lauch, dort auch Pourette genannt, in unseren Kinderschlafrumpeln ließ, nach Saarlouis. Das war für uns die Stadt schlechthin, zu erreichen zu Fuß, am Wald vorbei und an einem Kreuz, das an einen Mord erinnerte, oder im Pferdeomnibus, für den man sich tags zuvor schon anmelden mußte. Die Stadt hat zwei Marktplätze, einen großen und einen kleinen — eine kleine Großhanfigkeit dieser freundlichen Stadt —, so schöne Gobelins in ihrem Rathaus, daß viele größere Städte neidisch werden könnten darum, und ist trotz ihres Namens so gut deutsch, daß mir, als ich einmal im Gasthaus dort Ragout fin verlangte, der Kellner sagte: „Das haben wir nicht, mein Herr, aber ich

glaube, Sie können Würzfleisch in Muscheln haben.“ Danach wendet sich die Straße bald nach Norden und kommt mit der Saar, die, sobald sie die Güttenwerke hinter sich hat, ein ganz anderer Mensch wird — hätte ich beinahe gesagt —, die heiter und ausgelassen wird und eines der schönsten und poetischsten Täler bildet, die es in deutschen Landen gibt, bis fast vor die Tore der Augusta Treverorum, der alten Römer- und Bischofsstadt Trier, in der ich Latein und Griechisch lernte und Verse schreiben.

Bleibt noch die Straße nach Osten. Sie macht es nicht anders als die andern. Sie bleibt sich selber nur treu bis nach Saarbrücken, das in meiner Kinderzeit schon eine Großstadt gewesen ist, und das jetzt eine Art Weltstadt geworden ist, und läßt sich dann nach Süden ziehen, wo Straßburg lockt und das ganze wein- und fruchtefelige Elsaß.

Dem Kind sind all diese Straße erschienen wie ein Stück der ferne selber, und wenn es nur den Fuß darauf setzte, dann spürte es auch schon etwas von ihrer Verlockung und ihrer unsäglichen Fremdheit. Lieber waren ihm die Pfade, die zwischen Obstgärten herliefen und einem vorwitzige Johannisbeeren in den Mund wachsen ließen und gelbe Augustäpfel vor die Füße warfen, oder solche, die zwischen hohen Gräsern daherglitten bis an eine Haselnußhecke oder an den alten gewölbten Brunnen, der das kühlste und gesündeste Wasser hergab.

Ob ich all diese Pfade noch finden würde heute, und ob ich sie noch gehen könnte? Ich würde wohl erst wieder ein Kind werden müssen.

Wenn ich jetzt als ein Fremder in dieses Land käme, ich würde gewiß wie die anderen auch überrannt von der Gewalt der Schloten und des Industrielärms, mag er heute auch gedämpft sein. Damals lag das alles so sehr am äußersten Rand meiner Welt, daß ich nur ganz selten und schwach einmal davon berührt wurde, und da ich nicht als Fremder kommen kann, da auf der Brücke schon alle Fremdheit und Kühle von mir abfällt, ist es heute noch nicht viel anders.

(Über den Dichter siehe Seite 68.)

## Johannes Kirschweng Heimkehr.

Ich bin verzagt und will nach Hause gehn.  
Ich will bei Nacht an Eurer Türe sein,  
Und wenn Ihr wartend an der Türe steht,  
Bin ich ein Kind, wegmüde und still und klein.

Ihr laßt mich schweigen, und die alte Türe  
Geht wie von selber ihren treuen Gang  
Und läßt mich ein, daß ich die Wärme spür,  
Die mich getröstet tag und nächtelang.

Ihr laßt in meiner Kammer mich allein.  
Das Lager harrete immer schon auf mich.  
Ich bin ein Kind, wegmüde und still und klein  
Und alles andre welkte und verblich.

Ich war doch immer in dem alten Haus  
Und seiner Wärme und verließ es nie.  
Ich ging vor einer Stunde erst hinaus  
Und kam zurück, weil fremd ein Vogel schrie.

# Betrachtungen zum Widukind-Thema vom Standort des Geschichtslehrers.

1.  
Der gewaltige Umwertungsprozeß, der mit der nationalsozialistischen Revolution alle Bezirke deutschen Lebens ergriffen und im Geistigen seine erste und umfassendste Deutung in Alfred Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ gefunden hat, stellt besonders den Lehrer vor völlig neue Probleme. Besonders den Lehrer: Nicht nur Privatmann, der sich wie jeder andere unbedingt dem Strom neuen Weltens hingibt, sondern durch sein Amt bestimmt, an seiner Regelung aktiv mitzuwirken, steht er zwischen dem Leben, dem er an seinem Lebendigsten, der Jugend, zu dienen hat, und der Wissenschaft, deren Ergebnisse er vermitteln soll. Hängt letzten Endes die Geltung des Gelehrten nur davon ab, ob seine Erkenntnisse richtig sind, so liegt der Wert des Lehrers darin, daß er den Anspruch der Wirklichkeit mit dem der Wissenschaft, das Lebendige mit dem Richtigen in Einklang zu bringen vermag. Dieser Einklang war im Bewußtsein der Älteren unter uns früher vorhanden — so oft diese Annahme auch eine schöne Selbsttäuschung war — dieser Einklang ist heute gestört. Ein größerer Teil der Lehrer, namentlich der akademisch gebildeten Lehrer, als man gemeinhin meint, dient dem revolutionären Anspruch des Lebens mit einem schlechten wissenschaftlichen Gewissen oder verliert, den überkommenen wissenschaftlichen Anschauungen verhaftet, mehr und mehr den Zusammenhang mit Jugend, Volk und Zeit. Nicht zuletzt hat die Problematik der heutigen Schulsituation hierin ihre Wurzel. Der notwendige und allein natürliche Einklang beider Mächte kann ganz nur durch die völkische Erneuerung der Wissenschaft wiederhergestellt werden, diese Umwälzung wissenschaftlichen Denkens aber steht naturgemäß heute noch in den Anfängen. Bis dahin aber kann der Lehrer — sagen wir hier speziell: der Geschichtslehrer — nichts anderes tun, als aus seinem völkischen Erleben heraus die Synthese zwischen den beiden Bereichen seines Lebensraumes nach Möglichkeit selbst herzustellen. Eine solche Synthese soll hier gegenüber der Streitfrage „Widukind oder Karl?“ versucht werden.

2.

Besinnen wir Lehrer uns, um einen ersten Haltepunkt zu gewinnen, auf unsere eigene Knabenzeit. Wie stark und selbstverständlich antworteten wir aus der Seelenlage der Vierzehn- und Fünfzehnjährigen heraus auf die großen Schicksale und Gegensätze von Dichtung und Weltgeschichte; wie unmittelbar und in allen wesentlichen Dingen gleichartig sprang unser Urteil aus den Dingen, ein Urteil, das, noch unbehaucht vom erkältenden Luftzug der „objektiven“ Lebensstufen, stets zugleich ein heißes und leidenschaftliches

Parteiergreifen war. Mit wem waren unsere Herzen? Mit Sektör, nicht mit Achill; mit Hannibal zogen wir gegen Rom, das uns in diesem Augenblick nichts war; für Armin begeisterten wir uns, mit Fridericus Rex litten wir im Höllenschlund von Runersdorf, wir begleiteten Schill auf seinem Feldzug und standen neben Andreas Hofer auf dem Berge Isel. Und so standen wir auch mit Widukind, dem Sachsen, gegen Karl, den gewaltigen und gewalttätigen Frankenkönig. Die großen, heldenhaften Einzelmenschen begeisterten uns, nicht die überpersönlichen Mächte, und die Kämpfer am meisten, die im flirrenden Schwerterkampf ruhmvoll untergingen; mit den Bedrängten hielten wir es, nie mit den Bedrängern; die großen Machtmenschen und Eroberer standen uns ferner als die Führer im Kampf für Freiheit, Heimat, Scholle und Vaterart. — Dieser Heldentraum und dieses Heldenspiel der Jugendjahre bezeichnet mehr als eine seelische Entwicklungsstufe des werdenden Menschen, die man mit der Etikette „Heldenverehrung“ versehen und abtun könnte; hier spricht ganz nackt und primitiv und jedenfalls noch unverbogen der Instinkt unserer Art — der Trieb zum Heroischen, das Bedürfnis nach tragisch-kämpferischer Lebenslust, die Naturwitterung für das, was zum Boden gehört, auf dem wir leben und den wir lieben.

Dieser Instinkt also hat uns, hat alle deutsche Jugend vor und nach uns, wofür man sie überhaupt aus sich heraus zu persönlicher Einstellung noch hat kommen lassen, zu Parteigängern Widukinds gemacht. Und diese Parteinahme war so stark, daß sie mehr, als man sich gewöhnlich klarmacht, die geschichtlichen Vorstellungen der breiten Masse der Erwachsenen auf die Dauer beeinflusst hat. Gewiß: Der Instinkt ist bei Unzähligen verschüttet, in bürgerlichen Kreisen mindestens abgeleitet und verbogen worden; gewiß steht der Erwachsene den Dingen objektiver oder besser gleichgültiger gegenüber; aber beim Durchschnitt aller „Großen“ ist das Erinnerungsbild von Kaiser Karl am schärfsten und deutlichsten bestimmt durch das Gedächtnis der Sachsenkriege, erhält von ihnen her seine Beleuchtung. Für das außerwissenschaftliche, das unmittelbar-lebendige Karlbild ist in Deutschland das Vorherrschen der Sachsenkrieg-Erinnerung genau so kennzeichnend wie in Frankreich das der Roland-Erinnerung.

Hier läßt sich an repräsentativen Beispielen die notwendige Verschiedenheit einer unbefangenen völkischen Blickrichtung diesseits und jenseits des Rheines in bezug auf den Frankenkönig fassen: Für den französischen Betrachter trägt die Unternehmung Karls, in deren Zusammenhang das Roland-Schicksal gehört, deutlich den Charakter einer Grenzsicherung und ver-

teidigung westfränkischer Lande, für den deutschen Betrachter der Sachsenfeldzug den einer feindlichen Invasion von außen; ganz folgerichtig hat die französische Volkspheantasie mit dem Spanienzug von vornherein eine nationale Idee verbunden, und die dichterischen Verklärungen der Roland-Episode, vor allem schon die alte „chanson de Roland“, funkeln und blitzen von völkischer Blut und leidenschaftlicher Hingabe an die „dolce France“; Rolands Sterben ist ein ruhmvoller Heldentod fürs französische Vaterland. Ebenso selbstverständlich muß deutsches fühlen in dem einzigartigen dreißigjährigen Widerstand des Sachsenvolkes einen gewaltigen tragisch-heroischen Verzweiflungskampf unserer Art um Unabhängigkeit und eigenes Lebensrecht sehen. — In zweiter Linie bedeutet der spanische Krieg dem Franzosen einen Kreuzzug für die längst in Gallien eingewachsene christliche Lehre gegen das Heidentum; vom deutschen Standort aus aber muß die mit der Eroberung verbundene Christianisierung wiederum umgekehrt als eine zweite fremde Invasion erscheinen.

Daß diese deutsche Seelenhaltung gegenüber Karl im Unterschied zu Frankreich nicht schon im Mittelalter in eindeutigen Bekundungen des Volksgemüts zum Ausdruck gekommen ist, erklärt sich höchst einfach aus der Tatsache, daß die mit den Franken eindringenden römisch-christlichen Gedankengänge und die römisch-christliche Sehweise die Blickrichtung der Deutschen rasch ableiten. In der nun werdenden, ohne ihn auch heute nicht vorstellbaren Lebensordnung mußte Karl notwendig seinen besonderen Anteil an der Ehrfurcht erhalten, die man dieser Ordnung zollte. Schon diese Tatsache muß uns davor bewahren, die höchst positiven Vorstellungen, die sich auch im mittelalterlichen Deutschland über Karl bildeten und über seine zeitlichen Grenzen hinauswirkten, zu hoch anzuschlagen: Die immer erneuerte Erinnerung an die bezwingende Wucht einer unleugbar großen Persönlichkeit, die stets gegenwärtigen Nachwirkungen seiner Reichsgründung, die lebendigen Überlieferungen der Kaiserpolitik, die Historiographie wie die Legenden und Anekdoten mönchischer Schreiber — alles führte zu Karl hin; für eine völkische Kritik aber fehlten schlechthin alle geistigen Voraussetzungen.

Und dennoch lohnt es sich auch für unsere Fragestellung, das volkstümliche Karlbild des deutschen Mittelalters näher zu betrachten. Und da fällt folgendes auf: Karl steht nicht in der Erinnerung als gewaltiger Kriegsheld und Eroberer wie etwa Friedrich Barbarossa und sein welfischer Widerpart, von denen die Deutschen ehrfürchtig meinen, daß sie „de werlt verfehren kunen“; als Schöpfer deutscher Macht und Größe hat Otto I. sich vor ihn geschoben; mit Glanz und Zauber deutscher Reichsherrlichkeit hat die Volkspheantasie sein Bild nicht mehr und jedenfalls weniger nachhaltig umwoben als das der größten Sachsen und Hohensaufen; Karl wird nicht einmal, trotz seiner Heiligsprechung, vorherrschend aufgefaßt als treuer Diener und Förderer der Kirche; er ist das alles bestenfalls in zweiter Linie. — Er ist, wie wir sahen, alles das, Held, Eroberer, Grund und Gipfel des Imperiums, nationale Gestalt und treuer Christ, und nur das, für den Franzosen, der ihn so sieht, wie ihn jenes

berühmte, vermutlich „echte“ Reiterstandbild auf französischem Boden zeigt: Kämpferisch, jeden Feind zermalmend. Für den Deutschen aber war Karl, nach Zellmanns Wort<sup>1</sup>, „der weise und gute Gesetzgeber und Richter“.

Diese Spaltung des Karlbildes ist von höchster Bedeutung. Die geschichtlichen und seelischen Gründe dafür, daß Karl das eine nicht wurde und nicht werden konnte — obwohl kaum irgendwo so sehr wie in Deutschland der Eroberer und Christ Karl im Vordergrund des geschichtlichen Erinnerns stehen mußte — liegen zu klar zutage, um in dem „Auslassen“ und „Vergessen“ nicht eine unbewußte, die damals allein mögliche Reaktion sehen zu müssen. Ohne dieses Negative aber darf das Positive überhaupt nicht betrachtet werden. Dieses Positive, also die bewußte Verehrung Karls, beschränkt sich auf das Gebiet der gesetzgeberischen und administrativen Tätigkeit, in der ein unmittelbares Verdienst des Frankenkönigs um Deutschland noch erblickt werden konnte. Diese Umlagerung zeigt nicht nur die Sage und Anekdote nebst deren poetischen Ablagerungen bis in unser Jahrhundert hinein, sondern hierher gehören bezeichnenderweise schlechthin alle geschichtlichen Beispiele, die Lampe zum Beweis der Popularität Karls anführt<sup>2</sup>. Diese Belege — Lücke von Reppows „Sachsenspiegel“ und Immermanns „Oberhof“, Rolandsäulen und Femgerichte — bezeichnen aber nicht nur die sachlichen Grenzen der Beliebtheit Karls, sie haben auch alle das Gemeinsame, daß sie mit dem Namen Caroli Magni gar nicht die historische Person und ihre Leistung meinen, sondern ein Symbol der Gerechtigkeit. Und wie die deutsche Volkspheantasie des zerfallenden Spätmittelalters in dem einem erneuerten Reich entgegenschlummernden Kaiser der Kyffhäuser-Mär Friedrich I. und Friedrich II. in eins gesehen hat, so stecken in dem den gleichen Zeitbedingungen entstammenden Wunschbild richtender und schlichtender Majestät, wie es bei Rolandsäulen und Femgerichten wirksam war, alle lebendigen Reichserinnerungen, Otto I. und Friedrich I. genau so gut wie Carolus Magnus. Die Wahl des Karl-Namens aber verrät weder größere Beliebtheit noch stärkeres Leben — in beidem war ihm von 12. Jahrhundert ab bis zur Gegenwart der Rotbart weit überlegen — sie bekundet nur, daß der mittelalterliche Mensch in Karl den Begründer seiner Lebensordnung sah. Nicht den einmaligen Karl also, den die Metzger Reiterstatuette meint, sondern den Kaiser hat Albrecht Dürer gemalt, auch in seinem Gemälde „schwingt noch die Barbarossagestalt mit“ (Gundolf)<sup>3</sup>.

Unser Ergebnis wird unterstrichen durch die Tatsache, daß mit der Auflösung der letzten — nur noch romantisch-gefühlsmäßigen — Bindungen an das Erste Reich und seine Ordnungen, also im Laufe des vorigen Jahr-

<sup>1</sup> S. Zellmann, „Das Mittelalter bis zum Ausgange der Kreuzzüge“ (4. Teil von L. M. Hartmanns „Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung“), 2. Auflage, Stuttgart, 1924, Seite 55.

<sup>2</sup> K. Lampe, „Karl der Große und Widukind“, „Vergangenheit und Gegenwart“, Heft 6, 1934, Seite 323.

<sup>3</sup> J. Gundolf, „Caesar, Geschichte seines Ruhms“, Berlin, 1924, Seite 89.

hundreds, sofort die volkstümliche Kritik an Karl, von der wir eingangs sprachen, einsetzt. Diese neue Haltung ist schon vor dem Weltkrieg auch literarisch voll ausgebildet und hat unter den Erschütterungen des Völkerringens noch bedeutende Ergänzungen erfahren. In bezug auf die historische Jugendliteratur zeigt schon ein flüchtiger Blick, daß zwar des öfteren versucht worden ist, den König Karl in helles Licht, aber kaum je, nicht einmal in den Büchern mit kirchlicher Tendenz, den Sachsen Widukind in den Schatten zu stellen. Selbst dort, wo Widukinds Taufe besonders betont ist, brennt sich der andere Widukind ins Bewußtsein, der ewige, durch nichts zu bändigende Empörer, der Heimatlose, Gejagte, der immer wiederkommt, die Fackel des nationalen Aufbruchs in der Faust. Und in den höheren Sphären der Literatur, den Büchern für die reifen Menschen in Deutschland? Es ist dabei trotz Hampe<sup>4</sup> vollkommen gleichgültig, daß Wilhelm Schäfer vielleicht die Einstellung der alt-sächsischen Edlinge historisch unrichtig sieht, daß Hermann Löns willkürlich mit der Chronologie umspringt, daß Hans Grimm — vielleicht — auf veralteten Anschauungen fußt — daß Wilhelm Schäfer in den „Dreizehn Büchern der deutschen Seele“ Widukind ein Denkmal setzt, Hermann Löns, der Niederfachsche, in einer seiner gewaltigsten Balladen, dem „Bunten Lied“, im „Wehrwolf“, in der Erzählung „Die rote Becke“ und an anderen Stellen<sup>5</sup> als Dichter gegen den Frankenherzöger aufsteht, Hans Grimm in „Volk ohne Raum“ die Wurzel unseres gegenwärtigen Unheils in der Eroberung Sachsens durch die Franken sieht, daß also alle diese Dichter den gleichen Blickpunkt haben und haben können, ist das Entscheidende. Man sehe nicht in diesen Äußerungen private Einfälle, eine subjektive Marotte: Sie ergeben sich so notwendig aus der völkischen Gesamthaltung dieser Menschen, daß niemand sich im Grunde über sie wundert — wohl aber sich wundern würde, wenn das Gegenteil der Fall wäre. Und alle unbefangenen Leser sprechen zu diesen Urteilen bewußt oder unbewußt ihr Ja, wo nicht aus Einsicht, so doch gefühlsmäßig — aus dem nachwirkenden Erlebnisraum ihrer Jugend heraus. Diese Tatsache, daß alle volkshafte Dichtung, so individualistisch sich ihr Vertreter auch gebärden mag, irgendetwie in einem wenn auch noch so unbestimmten Gemeinschaftsempfinden wurzelt und zu ihm spricht, trennt sie grundsätzlicher von einer abgelösten Wissenschaft als die mehr oder minder zahlreichen Verstöße gegen die „historische Treue“, die man ihr nachweisen kann.

Was das Volk, voran die Jugend, dunkel gefühlt, was einzelne Dichter klar gestaltet hatten, wurde durch die nationalsozialistische Bewegung gewissermaßen gerechtfertigt, was Instinkt und Gefühl gewesen war, ins allgemeine Bewußtsein gehoben. Zugleich aber machte der Nationalsozialismus — und das ist das Neue — die veränderte geschichtliche Sehweise — die ihm als

<sup>4</sup> A. a. O., Seite 313 f., 321.

<sup>5</sup> Das bunte Lied in: H. Löns, „Mein blaues Buch“. Balladen und Romanzen. Die rote Becke in: „Mein braunes Buch“. S. 41. S. 43. — 66. Tausend, 1938. In späteren Auflagen auch fortgelassen, dafür als Sonderdruck erschienen. „Der Wehrwolf“. Eine Bauernchronik. Seite 3. „Für Sippe und Sitte“, aus dem Nachlasse, 1924, Seite 41.

solche gleichgültig ist — zum Element einer neuen Weltanschauung und zur Grundlage eines neuen staatlichen Wollens, und damit mobilisierte er Kräfte, die auch vor den Stellungen nicht mehr haltmachen können, die die alte Wissenschaft immer noch zu verteidigen sucht.

3.

Die deutsche Geschichtswissenschaft hat von Anbeginn ihren Standort außerhalb des gekennzeichneten ursprünglich-lebendigen, instinkthafter Bereichs genommen. Die Mehrzahl ihrer namhaften Träger, und dazu gehören sogar Namen wie Gustav Freytag und Houston Stewart Chamberlain, hat die Partei Karls ergriffen und einen großen Teil der Geschichtslehrer zur gleichen Parteinarbeit veranlaßt. Die Gründe für die Haltung der Gelehrten brauchen hier nur gestreift zu werden. Vieles wirkt zusammen: Die Tatsache, daß alle Quellen nur dem einen Lager angehören und deshalb über das erforderliche Maß an kritischer Vorsicht hinaus benutzt werden müssen; die humanistische Gewöhnung, die geschichtliche Entwicklung von der Antike her zu betrachten; die Neigung, geschichtliche Größe an ihren Nachwirkungen nicht nur zu messen, sondern auch völkisch zu werten; das völlige Fehlen raffekundlicher Maßstäbe zur Beurteilung von Politik und Glauben.

Für den Geschichtslehrer ergibt sich also die Aufgabe, von der Grundlage des Lebens aus den Punkt zu finden, an dem sich die Wissenschaft von diesem Leben abgelöst hat, um seinerseits den zerrissenen Zusammenhang zwischen beiden Bereichen wiederherzustellen. Wie es der einfach empfindende Mensch immer getan hat und tut, muß es auch der Historiker wieder lernen, die deutsche Geschichte ausschließlich vom deutschen Raum und seinen Bedingungen her zu betrachten. Nichts ist kennzeichnender für die revolutionierende Kraft einer solchen „neuen“, eigentlich selbstverständlichen Einstellung der Wissenschaft als der Umstand, daß gleich der erste große Versuch, aus der geographischen Struktur dieses deutschen Raumes die allgemeinen Grundlagen und Bedingungen deutschen Geschichtschicksals zu entwickeln, unerbittlich zu der Einsicht geführt hat: „Die Kultur, die vom Rhein her kam, ist immer der Todfeind Westfalens gewesen. Das Land zwischen den Wesergebirgen . . . ist die natürliche Hochburg des alten Germaniens. Hier war die Stelle, die dazu berufen war, staatliches Leben in Deutschland zuerst das Licht der Welt erblicken zu lassen. Diese natürliche Burg war die Hauptangriffsstelle der Römer, die hier der deutschen Freiheit auf lange hin das Grab gruben. Und ebenso haben hier später die Franken verhindert, daß sich eine deutsche Macht bildete, die dem Westen gefährlich werden konnte.“ Und dem Gelehrten sekundiert aus der Gleichheit des Blickpunktes heraus der Politiker Niekisch<sup>6</sup>, wenn er sagt, daß Karl der Große die Legionen des Varus an ihren Überwindern gerächt habe. Ergebnisse: 1. Das Land Widukinds ist schon seiner geographischen Position nach — und ebenso auch nach

<sup>6</sup> A. von Hofmann, „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte“, Stuttgart und Berlin, 1920, Seite 14.

<sup>7</sup> E. Niekisch, „Politik deutschen Widerstandes“, Berlin. Eingang.

dem, was wir geschichtlich von ihm wissen — der eigentliche Wirkungsraum noch arteigener völkischer Lebenskräfte und die vorbestimmte Wiege eines rein deutschen Staatslebens gewesen. 2. Die fränkische Eroberung hat diese Kräfte furchtbar geschwächt und diese Zukunftsmöglichkeiten auf lange hinaus vernichtet. 3. Karl hat diese Eroberung durchgeführt im Interesse des Westens, und er hat als direkter Erbe römischer Überlieferungen die Sachsenlande politisch und kulturell und kirchlich dem erneuerten spätrömischen Imperium eingefügt.

Gegen diese Feststellungen ist ernstlicher wissenschaftlicher Einspruch kaum möglich. Dennoch haben sich die Gelehrten aus den genannten Gründen, ohne es zu merken und daher mit dem besten nationalen Gewissen, in den europäischen Raum gleichsam deportieren lassen, und dort heimisch geworden, wollen sie es nicht mehr begreifen, daß zwar für den Franzosen, der nie etwas anderes gekannt hat, nicht aber für den unterjochten deutschen Rebellen völkischer und europäischer Raum zusammenfallen. Für diesen merkwürdigen Standortwechsel nur ein bezeichnendes Beispiel: In seinem Aufsatz zu unserem Thema<sup>8</sup> führt Zampe unter den Antrieben der Sachsenpolitik Karls u. a. die ungünstige Grenzgestaltung des fränkischen Reiches nach Osten und das Bedürfnis nach Grenzkürzung und Grenzsicherung an. Das dürfte durchaus richtig gesehen sein, und Hofmann weist in der angeführten Stelle auf Ähnliches hin; aber im Gegensatz zu diesem sieht Zampe darin allen Ernstes eine Rechtfertigung des fränkischen Vorgehens, und er merkt nicht, daß er dann genau so gut und genau so stichhaltig etwa den Raub Straßburgs durch die Franzosen rechtfertigen könnte. — Er blickt wie sein Karl von Westen nach Osten, er operiert von der Interessenbasis seines Ideals, denn Karl hatte seinen Standort trotz aller deutschen Lieblingspfalzen in Frankreich, die westrheinischen Lande bestimmten Mittel und Zwecke seiner Politik.

Übertragen wir hier aber nicht moderne Verhältnisse auf das frühe Mittelalter? Hat Karl nicht doch von seiner Grundlage aus germanische Politik getrieben? Um diese Frage zu verneinen, ist es durchaus nicht nötig, Karl als einen von maßlosem Ehrgeiz und unerfättlicher Herrschsucht oder auch von schlechtem Gewissen getriebenen Ichmenschen<sup>9</sup> aufzufassen. Ich darf auch heute noch als Diener und Träger einer höheren Idee gelten. Aber diese Idee war bestimmt nicht — das ist wissenschaftlich ganz unhaltbar — „pangermanisch“<sup>10</sup>. Karl hat die Germanen, auch seine Franken, niemals als Ziel, sondern immer nur als das geeignetste Mittel, das brauchbarste „Material“ für die Verwirklichung seines höheren Zweckes betrachtet, und dieser Zweck hieß: Erneuerung des römischen Imperiums in christlich-augustinischem Gewande. Mit Recht sagt Gundolf von ihm<sup>11</sup>: „Er hat den Krieg zwischen Rom und den Germanen in das germanische Reich selbst hineingespannt, aber nicht mehr als den

<sup>8</sup> A. a. O., Seite 317.

<sup>9</sup> So Albert O. A. Lampe, „Widukind und Karl der Westfranke“, „Vergangenheit und Gegenwart“, Heft 9, Seite 472.

<sup>10</sup> Zampe, a. a. O., Seite 317.

<sup>11</sup> A. a. O., Seite 81.

Krieg zweier verschiedener Rassen, sondern einer geistigen Macht gegen eine natürliche: Er hat die Germanen unter eine ihnen fremde Idee gebeugt, ehe ihre eigenen Ideen aus Naturtrieb und Mythenschau erwacht waren“ (wobei es nur Gundolfs Geheimnis bleibt, wieso er dadurch, wie es weiter heißt, ihren „Bestand sicherte“). Der Vorwurf, den Hofmann auf geographisch-politischem Gebiet gegen Karl erhob, wird hier von Gundolf, freilich gegen seine Absicht, auf geistigem Gebiet erneuert: Mit Karl siegt das Fremde über den Deutschen, bevor er sein eigenes Artgesetz verwirklichen konnte. Und noch ein zweites lehrt uns Gundolf: Eine abstrakte Geistmacht, die wiederum nur im alten Gallien bodenständig war und deshalb dort auch bis heute lebendig geblieben ist, ver-gewaltigt die Naturmacht, die Rasse.

Daß Karl von Rasse nichts gewußt hat, macht ihm niemand zum Vorwurf; daß er aber aus geschwächtem Rasseinstinkt zum Rasseverderber geworden ist, wie Widukind aus seinen Bedingungen heraus zum Rasseverteidiger, entscheidet wiederum gegen ihn. Nicht zufällig ist gleich beim ersten Eindringen völkischen Denkens in die deutsche Geschichtsbetrachtung das Rassenmörderische des Sachsenkrieges empfunden worden. Schon H. St. Chamberlain hat trotz seiner Vorliebe für Karl unter dem Bann des Grauens gestanden, dem sich kein nordisch fühlender Mensch beim Anblick des Sachsenchicksals entziehen kann: „Erst als die Lehren und die Leidenschaften des Völkerchaos den Germanen seinem eigenen Selbst entfremdet hatten, begann der Franke, den Sachsen das Christentum mit dem Schwerte zu predigen. Aus dem *de civitate dei* entnahm Karl seine Pflicht zur gewaltsamen Bekämpfung, wozu er von dem Papst unaufhörlich ange-trieben wurde; und so wütete jener erste Dreißigjährige Krieg unter germanischen Brüdern, verheerend, zerstörend, unauslöschbaren Haß säend, nicht aus eigenem Antrieb, sondern dank dem Einfluß Roms“<sup>12</sup>.

Das deutlich spürbare, ebenso eifrige wie zwecklose Bemühen Chamberlains, Karl reinzuwaschen, indem alle Schuld auf die römische Kirche gehäuft wird, ist hier ohne Belang — mit Recht hat auch die Karlsfreundliche Wissenschaft die beiden Alliierten von so stets als untrennbare Einheit aufgefaßt. Wichtig aber ist die Erkenntnis, daß nur ungeheure rassische Verwilderung und Entartung und eine weitgehende Schwächung des Rasseinstinkts die scheußlichen Formen des Sachsenkriegs möglich gemacht haben und daß in diesem Kriege ein rassisch starkes und gesundes Volkstum fast verblutet ist. Grauensvoll war das Blutbad von Verden, grauensvoll waren die Massendeportationen aus den sächsischen Landen, ein Rassefrevell auch das Hereinholen von Slaven in die entvölkerten Grenzbezirke, das wohl nicht nur auf militärische Belange, sondern, wie schon Lamprecht feststellt<sup>13</sup>, vor allem darauf zurückzuführen ist, daß Karl das Eindringen dänischer Sendboten des heidnischen Glaubens, die Sachsen immer wieder revolutionierten, verhindern wollte.

<sup>12</sup> H. St. Chamberlain, „Die Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts“, Volksausgabe, München, o. J., I. Band, Seite 611. Seite 515 der großen Ausgabe.

<sup>13</sup> A. Lamprecht, „Deutsche Geschichte“, 2. Auflage, Berlin 1895, 2. Band, Seite 25, 26.

Wenn dem so war, dann hat beim heldenhaften Widerstand der Sachsen neben dem Willen zu völkischer Unabhängigkeit und arteigener Lebensgestaltung auch die Anhänglichkeit an die alte Religion eine bedeutende, immer neu revolutionierende Kraft gehabt. So hat schon Ranke<sup>14</sup> im Sachsenkampf auch einen Religionskrieg gesehen. Den hier austauchenden Fragen gegenüber sollte sich der Wissenschaftler möglichst von christlichen wie deutschgläubigen Voreingenommenheiten freihalten und einfach den historischen Befund fragen: Die Wissenschaft hat eine verhältnismäßig schnelle Annahme des Christentums durch die meisten Germanenstämme festgestellt, wobei sie freilich den schweren inneren Krisen, die die Christianisierung von den Goten bis zu den Franken fast überall hervorgerufen hat, ein zu geringes Augenmerk geschenkt hat. Unter den Gründen für diese rasche Assimilierung werden besonders unterstrichen: Entwurzelung der wandernden Stämme, Loslösung von den heimischen Heiligtümern und dem überkommenen Brauchtum, Schwächung der germanischen Glaubensvorstellungen und totale Zersetzung der alten Religion durch die bunte Vielfalt geistiger Einflüsse, die mit dem Moderduft des alten Römerreichs zu den Germanen herüberwehten. Ohne daß man sich der Konsequenz bewußt wurde, machte man den völkischen Verfall zur Voraussetzung erfolgreicher Christianisierung<sup>15</sup>. Wird dieser Verfall vermutlich bei allen wandernden Stämmen, wenn auch nicht überall im gleichen Tempo und in gleicher Ausdehnung, eingetreten sein, so fehlt uns jeder Anhalt dafür, daß sich bei den sesshaft und abgefordert gebliebenen Stämmen, vor allem den Sachsen, verwandte Erscheinungen gezeigt haben. Die mehr oder minder erzwungene, jedenfalls politisch motivierte Taufe Widukinds besagt hier gar nichts. Im Gegenteil: Die erwähnte Rolle der heidnischen Glaubenskünder im Sachsenkrieg, die Tatsache, daß die Sachsen auf die Vernichtung der Irminsul mit der Zerstörung der frizlarer Kirche antworteten, die rasende Wildheit des sächsischen Widerstandes, die eher steigende als hemmende Wirkung der Taufe Widukinds, das Vorgehen der Sachsen gegen Missionare und freiwillig zum Christentum übergetretene Volksgenossen, dann späterhin das merkwürdige Gebilde des „Zeliand“, schließlich das lange Fortleben germanischer Glaubens- und Brauchelemente in sächsischen Landen — all das beweist ganz unzweideutig, daß hier eine starke und gesunde, bodenständige und darum entwicklungsfähige Religion vernichtet wurde. Noch einmal das uns schon bekannte Bild, diesmal im Felde der Religion: Das Fremde erstickt das Deutsche, ehe es zur Vollendung kommen konnte.

Stets bleibt im Ergebnis unserer Betrachtung ein unbeweisbarer Rest: Wir können es nicht „beweisen“, daß der Deutsche ohne Karl ein arteigenes Staatswesen gefunden, daß er aus sich heraus schöpferische, geschichtliche Ideen entwickelt, seine Rasseigenart stark und rein erhalten, seine Religion fortgebildet

<sup>14</sup> L. v. Ranke, „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“, im Einleitungsteil: „Ansicht der früheren deutschen Geschichte“.

<sup>15</sup> Vgl. hierzu etwa G. von Schubert, „Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter“.

hätte. Die Blätter der Geschichte schweigen, aber das Blut spricht und heischt Glauben, daß unser Volk, das auf seinen falschen Wegen Unermessliches geleistet, auf dem richtigen Besseren, jedenfalls Deutscheres hervorgebracht hätte. Man kann diesen Glauben mit mancherlei Gründen belegen — wer nicht glaubt, wird immer Gegengründe zur Hand haben. Der Wissenschaftler hat es sich eigentlich recht leicht gemacht: Er hielt sich in „strenger Objektivität“ an das, was war, und nicht an das, was hätte sein sollen, und weil das, was nach Karls Zeiten wurde, seine leuchtende Größe hatte, glaubte er auch die Voraussetzungen bejahen zu müssen, die ihr zu Grunde lagen — das fränkische Reich; entziehen wir ihm diese Voraussetzung, so stürzt ihm die deutsche Geschichte zusammen, die er nur als logische Abfolge zu fassen vermag. Geschichte aber ist Entfaltung völkischen Seins, und wenn der Historiker uns vom langen Weg unseres Volkes berichtet ins Erste, Zweite, Dritte Reich, dann sollte er nicht übersehen, daß die ständig erneuerten Anläufe erzählen von Fehlantrieben und Fehlrichtungen unseres Schicksals — und der folgenschwerste Fehlantrieb kam von Karl dem Franken. Wir zerschlagen damit nicht die Geschichte unseres Volkes, wir zerschlagen nur den Opportunismus unserer alten Historiker, für die Höhepunkte eben Höhepunkte sind, um die tiefe Tragik erfühlen zu können, die hinter den leuchtendsten Gestalten und gewaltigsten Epochen unserer Geschichte steht. Und aus dem Wissen um diese Tragik fällt uns neues Licht auf die Menschen, Zeiten und Werke unseres Volkes, in denen der deutsche Geist — in der Zelle des Bewußtseins oder unbewußt triebhaft — rebellisch und trotzig oder sehnsüchtig-tastend den Irrweg verläßt und nach der rechten Bahn sucht. Dort aber, wo sich der deutsche Weg zuerst aus dem Licht ins Dunkle wandte, steht riesengroß als Mahner auch für uns der Herzog Widukind.

Dieser Betrachtungsweise gegenüber tritt das Interesse an der historischen Person hier wie dort mehr in den Hintergrund. Kein denkender Mensch wird bestreiten, daß Karl einer der gewaltigsten Herrscher des Mittelalters, vielleicht der Geschichte überhaupt war; seine ungeheure geschichtliche Nachwirkung kann kein Geschichtslehrer ohne Fälschung verschweigen. Auf Umwertung seiner Leistung vom völkischen, also gegnerischen Standpunkt aus zielt das neue Denken ab, nicht auf Verkleinerung des Gegners. Diese Leistung wäre auch um nichts weniger verhängnisvoll, wenn Karl menschlich edler gewesen wäre, als seine schonungslosesten Gegner ihn darstellen. Gerade der Person gegenüber ist naturgemäß die Subjektivität in beiden Lagern der Wissenschaft heute noch besonders groß; hier hat die Wissenschaft eine unbefangene gerechte Würdigung anzustreben auf Grund einer nochmaligen sorgfältigen Untersuchung des Quellenmaterials, dessen Ursprung zwingend eine stärkere Milderung des Lichts und eine stärkere Hervorhebung der Schattenseiten verlangt. Dem Geschichtslehrer freilich wird eine solche Klärung nicht gar so viel Nutzen bringen. Sein pädagogisches Gefühl wird ihn davor bewahren, Karl als Teufel in Menschengestalt zu schildern, sein völkisches Empfinden, Karl als Heldenmuster der Jugend zu präsentieren. Er wird mit ritterlichen

Kampfmethoden der Partei Widukinds dienen, bei den Kleinen durch Verherrlichung des leuchtenden sächsischen Geldentums, bei den Großen durch Enthüllung des Sinns, der dem ersten Dreißigjährigen Krieg der Deutschen innewohnt.

Daß wir andererseits von Widukind wenig wissen, ist eine schmerzliche Lücke unserer Volkserinnerung, die nur für die Kleinen durch lebenswarme Dichtung geschlossen werden kann. Irgendwie entscheidend für unser Urteil ist auch das nicht: für uns ist Widukind letzten Endes nur ein symbolhafter Name, der den ersten großen Kampf des Deutschtums für seine eigene blutbedingte Art, für seinen eigenen Lebensraum, seinen eigenen Staat, seine eigene Idee, seinen eigenen Glauben gegen den Westen bezeichnen soll. Die Fest-

stellung, daß dieser symbolhafte Wert der Widukindgestalt im natürlichen deutschen Volksempfinden im Grunde immer lebendig geblieben und von der Wissenschaft nie widerlegt, sondern nur abgeleitet worden ist, war der Zweck unserer Betrachtung. Wenn irgendwo, sollte der Geschichtslehrer hier mit sich einig sein. Sein letztes Ziel muß sein, der Jugend das große Symbol zu deuten, sie begreifen zu lehren, „daß, wenn Herzog Widukind im achten Jahrhundert unterlag, er im zwanzigsten Jahrhundert in Adolf Hitler für immer gesiegt hat!“ (Rosenberg<sup>16</sup>.)

<sup>16</sup> „Der Kampf um die Weltanschauung“, Rede, gehalten am 22. Februar 1934. Erschienen als Zest 1 der Reihe: „Hier spricht das neue Deutschland!“, München, 1934. Zitat: Seite 16.

# Hans Friedrich Blunck.

Von Christian Jenssen.

**H**ans Friedrich Blunck ist im Grunde nichts als Dichter. Ein Dichter von klarer, seit Jahrzehnten eindeutig gerichteter weltanschaulicher Haltung, die gleichwohl nie in Gefahr ist zu erstarren, da die fröhliche Bejahung aller Erfahrung und das Bewußtsein unaufhörlichen inneren Reisens zu ihren Grundlagen gehören. Ein Dichter von überaus vielfältigen Möglichkeiten des Gehalts und der Gestalt des Werks: eines Gehalts, der zeitlich Jahrtausende und räumlich Erdteile umspannt, und einer Gestalt, die Lyrik, Ballade, Märchen, Epik, Dramatik und Essay, hoch- und niederdeutsche Formen umfaßt und nie in sich abgeschlossen, ästhetisch begrenzt ist, sondern sich von Werk zu Werk oder bei der Neugestaltung älterer Werke immer gültigere Formen erarbeitet. Gerade die wesentlichen Neuausgaben der jüngsten Zeit lassen deutlich die einzelnen Grundthemen erkennen, um die sich das dichterische Schaffen Bluncks kristallisiert. Da sind einmal die Märchen, dann die „Urväter-Saga“ (das vorgeschichtliche Prosa-Epos), „Das werdende Volk“ (die niederdeutsche geschichtliche Roman-Trilogie, an die sich auch der jüngste historische Roman „Die große Fahrt“ anschließt), ferner die Lyrik und Balladen, die Erzählungen aus der Gegenwart (zwei Auslandsdeutschen-Romane, „Die Volkswende“ und eine Reihe Novellen), endlich die Dramen und die kulturpolitischen Arbeiten. Gerade weil Blunck in allen Äußerungen seines Schaffens, Wesens und Handelns Dichter und nichts als Dichter ist, und weil er als Dichter in den vergangenen Jahren unermüdlich neue Ziele im Sinne landschaftlicher und gesamtdeutscher Überlieferung und volkstümlicher Kultur gewiesen hat (ich erinnere an seine Vorträge „Über allem das Reich“ und „Volkstum und Dichtung“), ist er heute als Präsident der Reichsschrifttumskammer der

gegebene „ehrliche Makler“ zwischen Staat und Schrifttum.

Am 3. September 1888 in Altona geboren als erster Sohn eines Lehrers aus Dithmarschem Bauerngeschlecht, stand Hans Friedrich Blunck in jungen Jahren im Aufbegehren des frühen Sturms der Jugendbewegung, erwanderte sich ein für sein späteres Leben bestimmendes Erlebnis der deutschen Volkheit bis weit über die Grenzen des Reiches hinaus. Im juristischen Studium widerstrebte aus den Ideen der Jugendbewegung heraus schon früh der Deutschrechtler gegen das römische Formalkrecht. Auch weiterhin geht die Lebensgestaltung des Dichters in eindeutiger Richtung. Der Weltkrieg fand ihn an der Westfront und, nach einer Verwundung und Ablegung des Assessor-Noteramens, bei der Zivilverwaltung in Belgien. Auch hier verwirklichte Blunck mit einer für einen jungen Dichter erstaunlichen Tatkraft Ideen der Jugendbewegung, setzte sich in Wort, Verhandlung und Schrift für die völkische Selbstbestimmung der Flamen ein, denen er als Niederdeutscher sich in Sprache und Denkart eng verbunden fühlte.

Bald nach dem Krieg trat Blunck in die hamburgische Finanzverwaltung ein, in der er noch zur Zeit des Erscheinens des „Sein Hoyer“ und weiterer Bücher sein Amt ausübte. Wie tief der bürgerliche Beruf den Dichter in der Gemeinschaft wurzeln ließ, bezeugt Bluncks eigenes Wort: „Unser Geschlecht hat, oft sehr wider Willen, die Fühlung mit dem Leben, Erfahrung und Verantwortung des Worts wichtiger nehmen müssen als die Fühlung mit literarischen Lehrsätzen. Ich meine auch, daß man die Pflicht hat, solange die Kraft zum doppelten Schaffen reicht, den Dienst an der Allgemeinheit nicht klein zu achten.“

Rund zwanzig Jahre hat Blunck, zuletzt als Syndikus

der Hamburgischen Universität, diese doppelte Bürde getragen, und doch ist sein Werk im wesentlichen schon in jener Zeit zu dem festgefügtten Block gewachsen, als der es heute vor uns steht. Bereits vor und während des Krieges entstanden die Romane „Ritt gen Morgen“ und „Totentanz“, die Novellen „Feuer im Nebel“, „Jan Gunt“, „Peter Ohles Schatten“ und die Balladen- und Gedichtbände „Nordmark“ und „Sturm überm Land“. Alle diese Arbeiten kennzeichnen bereits eine sehr eigene Sprache, in der Frühzeit nicht immer ganz unbeeinflusst und nicht immer ohne Krausheiten, in der aber eine stetig wachsende, ursprüngliche Kraft sich anzeigte. Vor allem erweist sich der Dichter in ihnen schon als ein Fabulierer und Balladiker von sehr reichen Gaben, der aber nie um des Fabulierens selbst willen erzählte und nicht um mehr oder weniger abseitiger menschlicher Erscheinungen willen, sondern immer ganz bestimmte Lebensziele vor Augen hatte. In erster Linie stand sein Werk kämpferisch und hartnäckig gegen die Skepsis, Müdigkeits- und Untergangsstimmung der Nachkriegszeit.

1922 erschien der „*Sein Zoyer*“, eine Erzählung aus dem ausgehenden Mittelalter, ein balladischer Roman von rauschender Farbigkeit und zugleich strenger Holzschnittart. Mitten in Landsknechtsleben, Krieg und Not und zugleich durchglüht von Liebe, religiösem Sehnen, Naturerleben und romantischem Spuk stand jene packende symbolische Gestalt des Stadt- und Feldhauptmanns *Sein Zoyer*, der ein ganzes rüstiges und schweres Leben der Freiheit und Unabhängigkeit der Stadt Hamburg, der Hansa und des holsteinischen Landes verschwor, der wie im Märchen von der Last seiner Ducknackigkeit und seines Gaders mit sich selbst erlöst wurde durch die hingebende Liebe eines Mädchens mit dem herb-anmutigen Namen *Avelke*. Der zweite historische Roman „*Der end sock*“ war die Geschichte jenes Blankeneser Schiffers, der aus einem Gefühl unbezwinglicher Stärke, aber auch unerfüllten Sehns nach Gott herausfordert und darum verflucht wird, gleich dem „fliegenden Holländer“ friedlos über die Meere zu irren, allen, denen er naht, Unheil zu bringen und so lange an seinem Fluche zu tragen, bis eine reine, aufopfernde Magd ihn erlöst. In diesem Roman klingt zum erstenmal eine Reihe bunter Märchenmotive auf, holde und unholde Unirdische tragen in starkem und selbstverständlichem Einwirken einen großen Teil der Handlung. Auch scheint er uns kennzeichnend für Bluncks Schicksalsauffassung. Er bejaht das Schicksal, ohne sich ihm zu ergeben, er sieht im göttlichen Willen ein Begegnen von Schicksal und Eigenwillen des Menschen zum Gärtnern der Erde nach seinem Plan. Diesem nordischen Schicksalsglauben gibt in reifer Geklärttheit der dritte geschichtliche Roman Ausdruck, „*Stelling Rotkinnsohn*“. *Stelling* ist der religiöse Verkünder seines niederdeutschen Volkes im 9. Jahrhundert, der im Widerstreit zwischen Götterdämmerung, dem keimenden Tiuglauben und der heißspornig verbreiteten neuen Botschaft des Christentums die Erwartung eines fernen Heilands aus der Landschaft nährt, der also die religiöse Grundlage der Volkwerdung vorbereitet. — Manches, was beim ersten Erscheinen im Stil der Trilogie als Erbe und Prägung des Expressionismus erscheinen mochte, bedeutete im Grunde schon eine ganz eigenwillige Gestal-

tungsweise, die tief in nordischer Epik und Spruchweisheit und in niederdeutscher Balladik wurzelte. Die neue Ausgabe des „*Werdenden Volkes*“ (Verlag Albert Langen/Georg Müller, München), erhält den Eindruck eines starken Epos innerlicher deutscher Volkwerdung nicht nur aus der Zusammenfassung der drei Romane in geschichtlicher Reihenfolge zu einem starken Band, sondern auch aus der gründlichen und feinsinnigen Überarbeitung des Dichters, der das Werk jetzt eine völlige Einheitlichkeit und Reinheit des epischen Stils verdankt.

Als höchste Erfüllung des dichterischen Schaffens von Blunck ist wohl das umfangreiche Märchenwerk anzusehen, die erste bedeutende Märchenschöpfung seit Andersen, die sich auf dem natürlichen Wege vom Kunstmärchen zum Volksmärchen befindet. Es tut sich darin eine Welt auf, die durchaus nicht nur reiner Phantastik entspringt und durchaus nicht nur hübsch erfundene Gleichnisse menschlicher Schwächen und Stärken vorführt. Es ist vielmehr eine lebendige, aus der niederdeutschen Landschaft, ihrem Volkstum und ihrer mythischen Überlieferung herausgewachsene Wirklichkeit, die über der alltäglichen Wirklichkeit nach eigenen Gesetzen zauberhaft wirkt und webt, der wir alle in Traum und Wachen begegnen und die uns der Dichter so anschaulich düster oder farbenleuchtend, 3. T. humorvoll ausmalt, wie er sie wahrhaft „schaut“ und wie wir sie ergriffen mit ihm schauen müssen. Ihre guten und bösen Gestalten sind ein bedeutsames Stück von unserem Leben und ein Raunen um unser Leben, und wir tun gut daran, auf ihren Wandel zu achten, indem wir ein wenig über die Kimmung des Alltags hinwegschauen. Bluncks Märchen sind gesammelt in den drei Bänden „*Von Klabaubern und Kullerpuckern*“, „*Von flugen Frauen und Füchsen*“ und „*Sprung über die Schwelle*“ (alle bei Eugen Diederichs, Jena). Daneben gibt es eine Reihe von kleinen Jugend- und Schulausgaben, meist Auszüge aus den Diederichs-Bänden. Zur ersten Einführung vorzüglich geeignet sind das Inselfändchen „*Der Trost der Wittwenfrau*“ und das Bändchen der Kleinen Bücherei (Langen/Müller) „*Spuk und Lügen*“.

Der Zugang zu Bluncks gebundener Dichtung ist für viele, denen Rilke oder George die Repräsentanten und Vorbilder neuerer deutscher Lyrik sind, nicht ohne weiteres gegeben. Ihre Erdschwere, das Überwiegen malerischer Wesenszüge über die musikalischen, die Härte und Ektigkeit der Form, die indes immer eine gewachsene ist, und der Rhythmus von nordisch-wuchtigem Schritt müssen dem an Rilkes Melodik oder Georges Maß geübten Ohr zunächst ungewohnt und ungefügt erscheinen. Desgleichen auch zum Teil die Inhalte, die nicht nur erinnernd, stimmungshaft, von einer grüblerischen Weltanschauung, sondern auch befehrhaft, fordernd, voll drängender Erwartung sind. In dieser Erwartung schwingt ein völlig neuer Ton, ein sehr männlicher Lyrikton, zu dem man am ehesten einen Weg über die realistischen und dämonischen Balladen findet, gesammelt in den Bänden „*Neue Balladen*“ (Diederichs) und „*Fru Holle und de Mönk*“ (Langen/Müllers Kleine Bücherei). Die übrigen Gedichte liegen in den Sammlungen „*Der Wanderer*“ (Langen/Müller), „*Erwartung*“

(Diederichs), „*Hart, warr ni möd*“ (Quickborn-Verlag, Hamburg) und „*Deutsche Schicksalsgedichte*“ (Gerhard Stalling, Oldenburg) vor. Die Lyrik sowohl, die auf einer Linie, die etwa von Sebald und der Droste herkommt, weiter vorstößt, wie auch die Balladen, in denen niederdeutsches Wesen sich in ursprünglichster und überzeugendster Weise äußert, dringen letztlich zum Religiösen durch, indem sie das Überirdische in Kräftigen, bewegten irdischen Bildern spiegeln.

Ein wesentlicher Bestandteil des Blunckschen Werks ist das in den Jahren 1924–27 entstandene dreiteilige Epos der nordisch-germanischen Vorgeschichte, die „*Urväter-Saga*“ (Eugen Diederichs, Jena). Im Gegensatz etwa zu den bekannten, in ihrer Art sicherlich bedeutenden Vorgeschichtsromanen von Joh. V. Jensen, die sich in den Grenzen rationaler Einsicht und rekonstruktiver Intuition bewegen, beruht Bluncks Werk auf einem visionär geschaffenen Mythos, wie ihn nur ein Dichter gestalten kann, der nicht allein die ästhetische Größe in ihm sieht, sondern an den göttlichen Ursprung des Menschen wahrhaft gläubig ist. Mit diesem Ziel erzählt Blunck die „*Sage von Gott und Mensch*“ in dem Roman aus der Altsteinzeit „*Gewalt über das Feuer*“. Ältere Epochen (Zwischeneiszeit) begreift er ein in diese Darstellung der Kulturerobertung des Mannes, der zugleich die Familie und damit seine Herrschaft aus der weibgeführten Horde heraushebt und dessen oft gefährvolle Schöpfungen und Erfindungen nichts sind als Offenbarungen des „*Mannwanderers*“ Gott, der ihn vor Über- und Unterirdischen begnadet. Er erzählt die Geschichte frühen germanischen Heldentums und entscheidender Weltanschauungskämpfe in dem Roman aus der Jungsteinzeit, „*Kampf der Gestirne*“ — und in dem Roman der Bronzezeit, „*Streit mit den Göttern*“, der sinnvoll in der überlieferten Sage (von Weland dem Flieger) gründet, den schließlich siegreichen Kampf des gottnahen Menschen mit Göttern und Unterirdischen um die Herrschaft über die Erde. Wie wunderreiche Märchen und Legenden erzählt Blunck diese vielfältigen Kämpfe der Menschwerdung, und doch spürt und erlebt man dahinter überall, wie hinter den alten Götter- und Heldensagen, die starke mythische Wirklichkeit.

Nicht zuletzt aus den Ideen der Jugendbewegung heraus wurde Blunck in seinen Gegenwartsromanen ein Dichter deutscher Unruhe und deutschen Wanderdranges. Namentlich gilt das für die beiden auslandsdeutschen Romane „*Die Weibsmühle*“, die in Brasilien, und „*Land der Vulkane*“, das in Guatemala spielt (beide bei Diederichs); es sind fabulierstarke Abenteuer-Mären, spannend, farbenprächtig, bewegt von dem vielförmigen Zauber der Trope. Seine Erzählung hat hier oft etwas glücklich Improvisierendes — hier und da vielleicht ein wenig zu „*romanhaft*“, doch immer durchglüht vom Erlebnis seiner deutschen Gestalten, ihrer Schicksale und fremdländischen Wege. — Und er ist nicht minder ein Dichter deutschen Aufbruchs und deutscher Besinnung in dem 1928–29 entstandenen Roman „*Volkswende*“ (Carl Schünemann Verlag, Bremen), dem großartigen Versuch einer Chronik der Jahre 1910–1927 aus der niederdeutschen Landschaft, mit dem der Dichter neben-

bei auch ein Stück verantwortlicher eigener Lebensrückschau gab. — Hingewiesen sei hier auch auf die von der Ballade herkommenden Dramen Bluncks, von denen „*Land in der Dämmerung*“ und „*Lügenwette*“ jüngst mit Erfolg aufgeführt wurden, sowie auf den für die Arbeit der Schrifttumskammer zielweisenden großen Vortrag „*Deutsche Kulturpolitik*“ (Langen/Müller).

In seinem jüngsten Werk, „*Die große Fahrt*“ (Albert Langen/Georg Müller, München), wendet sich Blunck wieder der nordisch-deutschen Geschichte zu. Dieser „*Roman von Seefahrern, Entdeckern, Bauern und Gottesmännern*“ schildert in einem großartigen, organisch gefügten Aufbau die Vorgeschichte, das Ereignis und das tragische Nachspiel der Fahrt nach dem nordamerikanischen „*Winland*“, die deutsche und nordische Seefahrer zwanzig Jahre vor Columbus von Island aus unternahmen. Er entwickelt in lebensvoller epischer Breite das Schicksal Pinings, des deutschen, dem dänischen König verpflichteten Statthalters auf Island, in seiner vierfachen Eigenschaft als Mann, Vater, Statthalter und Entdecker. Die Tragik des Mannes liegt darin, daß er seine Hauschre Deike Witten (eine tiefweibliche Gestalt in dem tragischen Sinn, daß sie im unruhigen Schweifen des Mannes zu fernen Zielen Untreue sieht) an seinen entscheidenden Gegner verliert. Die Tragik des Vaters, der für seine Söhne den Weg zu einem von ihnen innerlich zu erobernden Neuland öffnet, jedoch erfahren muß, daß sie ihm nicht nur keine beschwingten Helfer, sondern nicht einmal von seiner Idee erfasste und überzeugte Gefolgen sind, ist besonders herb. Eng verknüpft ist die Tragik des Statthalters, der die Insel Island liebt und umgibt wie nur ein Einheimischer und dessen Sehnsucht nach neuen Ufern, die landarmen deutschen und isländischen Bauern traumhaft große Heimat werden sollen, von den Altingesessenen als strafbare Untreue gegen Island gedeutet wird, mit der des Entdeckers, der in dem Augenblick, da er sich anschießt, das erschaute fruchtbare Land jenseits des Nordmeers zum zweiten, endgültigen Male zu erfahren, hinterrücks niedergekämpft wird und angesichts der zur Ausfahrt bereiten Schiffe den Heldentod des mißverstandenen Führers stirbt.

Die epische Anlage des Romans ist meisterhaft in ihrer einfachen und gleichsam durchleuchteten Gliederung. Bluncks sprachlicher und erzählerischer Stil ist in seiner farbigen und klangvollen Herbeheit, seinen fließenden Handlungsfolgen sehr klar, geformt, ausdrucksvoll und anschaulich geworden. Besonders gereift ist die Charakterisierungskunst, während Bluncks immer schon geniale Landschaftsschilderung in tausend neuen Farben schwelgt. Die Verwurzelung des auch im Kleinen sehr reichhaltigen Geschehens, in dem verschiedene humorvolle Episoden in ihrer kraftvollen Lebensnähe aufmerken lassen, in der isländischen Landschaft ist überzeugend gelungen. Nicht minder aber die Belebung und Sinnegründung des zeitlichen Hintergrundes. In der Ausmalung und symbolhaften Deutung jener Zeitspanne des räumlichen und zeitlichen europäischen Aufbruchs um fünfzehnhundert, dessen Vorkämpfer und Leidtragende wir Deutsche, dessen Nutznießer aber andere waren, liegt die eigent-

liche Bedeutung des Werkes als einer Mahnung an die deutsche Zukunft.

\*

Nachwort der Schriftleitung: Der Verfasser dieses Beitrages, Christian Jenßen, ist der jüngste und doch zugleich älteste Biograph Bluncks in seinem jetzt erschienenen Werk: Hans Friedrich Blunck, Leben und Werk, Verlag der Buch- und Tiefdruckgesellschaft Berlin SW. 19, 1935, 164 S. Jenßen schrieb als 17jähriger 1922 seinen ersten Aufsatz in der „Deutschen Zeitung“ über Blunck und betreut seitdem u. a. Bluncks Schaffen in mehreren

Schulausgaben. Seine Blunck-Biographie ist aus der Gläubigkeit eines jungen Menschen an ein Dichterwerk während mehr als eines Duzend von Jahren geschrieben und insofern keine literarische Arbeit, sondern will als Bekenntnis zu dem Dichter und als Dank an dessen Werk aufgefaßt werden. Das Eingangskapitel „Deutscher Glaube“ legt die Kräfte frei (Mythos, Geschichte, Landschaft), aus denen Blunck sein dichterisches Werk aufbaute, und führt gleichzeitig in das Wollen der völkischen Dichtung der Gegenwart ein. Wir weisen unsere Amtsgenossen auf Jenßens Buch über den Präsidenten der Reichschrifttumskammer empfehlend hin.

## Rainer Schöllers Heldengedicht. Von Richard Euringer.

Über einem schweren Alltag zähen und unaufhörlichen Ringens steigt uns eine große Vision auf. Und wir sehen unser Leben, das von Tausenden und Millionen, hingeordnet auf den Führer, den wir suchten — einer so und einer so, als das Leben sinnlos schien — und zu dem wir nun gefunden. Wer jemals vergessen könnte, was Adolf Hitlers Erscheinung bedeutet, auch für unser Geistesleben, der wende den Blick noch einmal zurück in das trostlose Tasten und Taumeln jener führerlosen Zeit, da wir alle nicht mehr wußten, wem wir ehelich dienen dürften.

Und doch sind wir unbewußt alle auf ihn zugewandert. Auf Abwegen und Umwegen, durch Enttäuschungen und Bitternis sind wir auf ihn zugewandert, Tausende und Millionen. Alles, was nicht festhaft wurde in Geschäft und Kompromiß, sondern ruhslos weiterhoffte, weitertrugte, weiterwankte, hat doch zu ihm hingefunden und in ihm sein Ziel entdeckt. Eine ganze Völkerwanderung heiliger Unrast auch in „geistigen Bereichen“ hat in ihm, dem Namenlosen, das Unnennbare gemeint, das sie suchte, ihm zu dienen.

Wir fälschen nicht Geschichte rückwärts. Nur gehen uns die Augen auf. Wir leben in der Zeit der Fülle, in den Zeiten der Erfüllung. Ein Dietrich Eckart ist gefallen. Sein Lebenswerk scheint nur ein Bruchstück. Und doch hat er sich vollendet, durch sein Werk hindurch in dem, den sein Lebenswerk verkündet.

Erblindet sah ein Chamberlain den, nach dem er ausgepäht. Stefan George, weltabgewandt einer ganzen Epoche, starb nicht, ohne seherisch ihm sein Gleichnis aufzurichten. Ein einsamer Denker wie Paul Krannhals, jede Konjunktur verachtend, sieht in ihm sein Weltbild wirkend, da die Feder ihm aus der Hand sinkt. Es kommt eine Zeit, da wird ein großer Überblick uns lehren, wie wunderbar die Linien laufen von Nietzsche und Richard Wagner herauf durch Tausende großer und kleiner Verkünder, die alle deuteten auf den Einen, der ihrem Opfer nun den Sinn gibt, der ihre Wahrsagungen wahr macht.

So wie die Opfer nicht sinnlos waren derer, die niedergestochen worden in Straßenkämpfen um das Reich,

so wie Schlageter erlöst ist und Sindenburg in Frieden heimging, so stehen heute die Gestalten der Rufer eines Reiches auf, eines Reiches auch im Geiste, dem sie sich geopfert haben.

Wir werden lernen müssen das Werk, auch das Dichtwerk der Epoche, zu begreifen als Tat im Geiste. Dietrich Eckart kann man nicht abtun mit „literarischer Kritik“. Männer von dieses Mannes Schlag sind etwas mehr als „Literatur“. Was Heinrich Annacker getan hat um die Revolution, ist Geschichte, nicht nur „Lyrik“. Was Hanns Johst gedichtet hat im „Schlageter“, ist noch etwas mehr als „Schauspiel“. Und ein Aufruf Rud. Paulsens ist nicht etwa nur „Essay“. Wenn Hanns Seyd einen „Sulla“ vorlegt oder „Armin den Cherusker“ oder „Robinson, der heimkehrt“, so schreibt er nicht irgendeinen Roman, sondern er tut sein Tagwerk am Reiche und zeichnet den Weg auf, den er gegangen heim in die Mannschaft des einen Mannes, dem wir endlich alle dienen.

Man muß es den Literaten sagen: Horst Wessel war ein deutscher Dichter. Und wenn er sein Lied gestorben ist, so wird ihn die Literaturgeschichte eines Tags doch merken müssen, wenn sie gelernt hat, von der Wirkung auf die Ursache zu schließen. Baldur von Schirach ist ein Dichter, und wenn „die Lyrik“ lernen müßte, über alle „Kunst“ hinaus wieder Tat und Tagwerk sein. Verschämt fast legt ein Mann ein Werk vor, der keine Zeit hat berühmt zu sein. Ein Mann, den Deutschland kennen soll, auch als Dichter, der er ist, ob er gleich „nur Reichsdramaturg“ ist. Ob er gleich nicht Muße findet, Bücher zu schreiben und Bände zu füllen, sondern sich begnügen muß, einmal vor der Zeitgeschichte „lyrisch“ Rechenschaft zu legen. „Die große Kunde“ nennt Rainer Schöllers sein gereimtes Tagebuch. Ich nenne es ein Lebenswerk. Ich zähle es unter die Lebenswerke, von denen ich behauptet habe, daß sie in den Schubladen schöpferischer Menschen fargen und der Auferstehung haren. (Und wären es nichts als Dokumente, als Niederschriften einer Stunde, als Bruchstücke und

<sup>1</sup> Verlag „Zeitgeschichte“, Berlin W 35.

Epigramme.“) In Ostmeuckerke, am 18. November 1917, beginnt ein Soldat, ein Weltkriegssoldat, vielleicht in irgendein blaues Zestchen, vielleicht auf irgendein loses Blatt sein bißchen Leben aufzuzeichnen. Hilflos. Furchtlos. Willenlos.

„Vorbei an wildzertrümmerten Städten,  
an schweren Geschützen mit langen Lafetten.  
Immer im leise rinnenden Regen,  
auf trostlos zerlöchert — zerfahrenen Wegen.“

So zeichnet einer sein Leben auf. Einer aus der großen Mannschaft. Einer vom Schlag der Zöberlein.

„Der schweren Minen Zui zischt auf mit Pfeifen  
und stürzt auf uns in rasendem Gefälle.  
Und Flammenwerfer spalten Nacht zu Zelle,  
blutige Finger, die zum Himmel greifen.“

Das notiert er im Southulster „Wald“, Oktober 1917.  
(In unserm Southulster Wald, Kameraden! Und wir wußten nichts davon!)

„Die Bäume verbluten und recken die Äste  
zum Himmel hinauf in verzweifelter Geste  
und beugen die Kronen vorm peitschenden Wind,  
und der Regen, der Regen, der Regen rinnt.“

Erinnert ihr euch an den flandrischen Herbst? Hier scheint er nichts als ein Gedicht. Und wer lag zu Thieulain/Lamourette im September 1917? Da lagen doch Hunderte, Tausende! Sie werden nicht alle gefallen sein. Und da ist nun ihr Gedicht.

Da ist ihr Etappenstädtchen Gauraim-Kamecroir. Da ist ihr Batterie-Poet:

„Auch ich bin stolz, mich gründlich zu beschmutzen!  
Was könnte ich euch alles vorerzählen  
vom Stellungsbau bis zum Kartoffelschalen  
und von Kanonen bis zum Stiefelpuzen.“

Das scheint ein Brief nachhaus zu sein, eh der große Ernst beginnt mit der Großen Schlacht in Frankreich.

„Der graue Schrecken wütet durch das Land,  
und wo er schreitet, dunstet Blut und Brand,  
und wo er schritt, sind Leichen aufgetürmt.  
Das Meer marschiiert — marschiiert ins  
[große Sterben!]

Nie wieder wills im Grabenschlamm verderben,  
will stürmend fallen. Und es fällt — und stürmt ...“

Am 21. März 1918 bei Bugnicourt prägt Kainer Schlösser diese Strophen. Lebendiges Leben, nein, nicht Leben; lebendiges Sterben gräbt er ein in eine Tafel wie aus Marmor, so kühl und flassisch. Das Bild der Klio mit dem Griffel steht vor uns auf, nur zeitgemäßer.

Und nun, am 24. März, bei Ecoust St. Mein, drei Tage nach der „Großen Schlacht“, setzt Kainer Schlösser dem Bruder ein Denkmal, und reiht ihn ein in lauter Brüder, und spricht zum erstenmal das Wort aus, das stehen bleibt für alle Zeiten, das Wort: Der unbekannte Soldat!!

„Den Friedhof fand ich, wo der Bruder ruht,  
doch konnt ich keines Kreuzes Schrift mehr lesen.  
Die stille Statt war Kampfgefild gewesen,  
auf dem das Schlachtgewitter sich entlud.  
So birgt die Erde heimlich denn ihr Gut.  
Läßt nicht nur Leiber, Namen auch verweisen.  
Was tut's? Die sich der Kriegsgott auserlesen,  
sind namenlos noch Blut von unserm Blut.“

Drum senkt das Haupt vor diesen stummen Steinen,  
um die die Mütter und die Bräute weinen.  
Vielleicht, daß euch die Zelden Bruder nannten  
wie mich der Tote, den ich nicht mehr finde  
und dem ich Kränze auf ein Grabmal winde;  
nicht ihm allein, auch all den Unbekannten.“

Das wollen wir festhalten, Kameraden: Am 24. März 1918 grüßt Kainer Schlösser am Grab des Bruders wahrhaftig den unbekanntem Soldaten.

Dann finden wir ihn bei La Bassée, einunddreißig Tage später:

„Das schmutz'ge Wasser glizert im Kanal.  
Wir blicken auf: Der erste Sonnenstrahl!  
Nun leuchten selbst die rauchgeschwärzten Mauern!

Das Wiederauferstehn läßt uns erschauern.  
Wir weinen fast, erlöst von all dem Weh:  
Der Lenz vergaß uns nicht in La Bassée ...“

Im Bivak bei Marchais steht ein Fähnrich vor dem Tod. Aus Anoeullin dichtet er eine Feldpostkarte. Im Waldlager bei Pouillon hört er das Käuzchen: „Komm mit! Komm mit ...“ Ende Juli im Ludendorff-Lager bei Sault dämmert ihm das Ende auf:

„Sagt, was ihr seht! Ihr schaudert und ihr schweigt?  
Zermürbte Menschen seht ihr Konterfeit ...  
Das fest ist aus. Zum Sterben ist es Zeit.“

Von Schloß La Malle vor Reims führt das Gedicht zu einer scheußlichen Verzweigung, in der der „Mord“ als Triumphator grinnt.

Gesichte gräßlicher Empörung steigen auf aus der Geschichte:

„Man reißt die Edlen aus dem stolzen Saal,  
und richtend rächt sich ein Rebellentroß.  
Für alles Unrecht, das ihn je verdrosß,  
fordert er Sühne mit gezücktem Stahl.“

Die schwarze Nacht durchglüht ein rotes Mal.  
Die flammen wabern rings ums alte Schloß  
und wachsen wild und werden riesengroß  
zu einem unheilkundenden Fanal.

Es starb die Freude. Und es ward die Qual.  
Entfesselung feiert rings ein Bacchanal.  
Es ist, als ob ein Meer von Blut erschwall.

Sei! Dirnen, Kartenspiel und Gläserklingen!  
Sei! Tanz um Leichen! Rachefattes Singen!  
Tierartig schreit's „Dansons la Carmagnole!“

\*

Nun nimmt Diktator Tod das Schloß in Pacht.  
Aus tiefen Trichtern bellen frech die Minen,  
sie schleudern Schuß auf Schuß in die Ruinen,  
und Stein auf Stein fällt nieder über Nacht.  
Zerspaltner Marmor schüßt der Truppen Schacht,  
das Holz der Täflung muß zur Treppe dienen,  
die letzten Trümmer, die noch standhaft schienen,  
zerbröckelten, durch Wasser morisch gemacht.

Weltmächte würfeln hier mit Erzgeschossen.  
Ist da noch Raum für Zeichen alter Zeiten?  
Die Not befiehlt ein Drachfeld zu bereiten!

Aus diesem wird, von warmem Blut begossen,  
der Zukunft Ernte herrlich sich erheben.  
So sorgt der Schnitter selbst für neues Leben.“

Geschrieben zu Schloß Toussicourt bei Reims im Juni 1918:

„Und wenn wir weichen bis zum deutschen Rhein,  
und wenn wir weichen bis nach Deutsch-

[Lands Mitte,

und wenn wir weichen bis der stolze Briten  
uns vor sich hertrieb tief gen Osten hinein:

Wir streiten zäh um Nichtsein oder Sein!  
Wir streiten treu, nach deutscher Mannesitte!  
Wir streiten! Heimat, höre unsre Bitte:  
Setz dich wie wir für unsre Zukunft ein.

Und sende uns dein letztes Aufgebot.  
Das Höchste, deine Scholle, ist bedroht.  
Der Jörn der Feinde darf sie nicht verheeren.

Stolz soll im schlimmsten Sturm das  
Banner wehn!

Es überdecke, wenn wir untergehn,  
ein Massengrab mit kriegerischen Ehren.“

Geschehen Oktober anno 18, Proisy bei Guise.  
Und dann folgt Sedan: Vrine au Bois bei Sedan,  
4. November (4. November 1918 !!!)

Das Spiel ist aus; die Zucht ist hin,  
für eins nur hat der Meutrer Sinn:  
Den Frieden zu erbitten.

„Laßt sterben, wer da sterben mag,  
für uns war dies der letzte Tag,  
an welchem wir gestritten.“

„Laßt laufen, wer den Eid vergift,  
doch wer noch treu und tapfer ist,  
der hält mit mir den Graben!“

Und da geschieht das erste Wunder:

„Der Feind stürmt an. Die Schar hält stand,  
aus Menschenleibern eine Wand,  
die nichts erschüttern kann.“

Da verliert der Führer der Schar sein Augenlicht:

„Er zwingt sich, daß er stehe.  
Und nochmals stürzt er plötzlich vor,  
die Arme wirft er hoch empor  
und schreit: „Ich sehe! Sehe!  
Ich sehe meines Volkes Schmach!  
Ein Volk, das seinen Treueid brach!  
Ich seh es sich ergeben!  
Wir wollen treu sein bis zuletzt  
der Preußenfahne sturmzerfetzt!  
Wir wollen's nicht erleben!“

Und dann das erste Seil: als Wehe!

„Weh uns, die wir geschlagen!  
Wie sollen wir ertragen  
das ungeheure Weh?  
Seil euch, die ihr gefallen!  
Ihr Glücklichen von allen  
der preußischen Armee!“

Dann folgt der Rückmarsch. Da steht sein Text  
(— Kappel im Schwarzwald, Januar 1919 —):

„Leb wohl, Kamerad! Reich mir die Hand —  
was nutzt's noch, sie zu ballen?  
Die Toten sind das Vaterland. —  
Weh, daß wir nicht gefallen!“

Die Toten sind das Vaterland; so tritt  
der unbekannte Chronist in die furchtbar neue Zeit.  
„Der heimgekehrte Frontsoldat spricht“ lautet der

Titel der ersten Tafel, die Kainer Schlösser  
Neujahr 1919 zu Fulda dem Nachkriegstaumel vorhält:

„Mit Leichen besät das feindliche Land,  
gesprengt der Ordnung heiliges Band:  
Die Schuldigen aber am Ganzen  
tanzen!“

Dann folgen die Tafeln des Bedenkens. „Den Auf-  
rechten“ sind sie geweiht. Dem Seerführer. Dem  
Batteriechef. Den Kameraden.

„Die Heimat hat uns hinterrücks verraten,  
drum bleibt uns Kämpfern keine andre Wahl:  
Der nimmt die Feder, der ergreift den Spaten —  
Stahlhelm, lebhohl; nun heißt's: Es war einmal.“

Abschied nehmend grüßt er am Tag des Auflösungs-  
befehls (24. März 1919) die Kesselpauke und die Fahne,  
dann sein „Letztes Lied“ zu singen:

„Die letzten Gelden sind im Kampf gefallen.  
Es leben nur noch mürrische Gesellen;  
die eifern, selbst die wenigen zu fällen,  
die aufrecht stehn; dann gleichen alle allen.

Vor Scham und Jörn muß ich die Fäuste ballen,  
seh ich die Brüder feilschen und sich prellen.  
Kann ihnen keine Not dies Spiel vergällen?  
Sind denn die Börsen unsre Tempelhallen?!

Doch nein! Ich lasse ab, dem Volk zu fluchen.  
Mein letztes Lied soll seine Seele suchen  
und nicht gehässig seine Mängel richten.

Mein letztes Lied, ich schrei es in die Winde.  
Ruft es und ruft es, daß es Echo finde:  
Wir dürfen nicht verzagen und verzichten!“

Ein „Verarmter Offizier“ verdient sich seinen Lebens-  
unterhalt als Angestellter einer Bank:

„In einer Bank versieht er seine Pflichten.  
Dort öffnet er des Geldschrank's Eisentüren,  
um die Begüterten zum Fach zu führen,  
in welchem sich die Kostbarkeiten schichten.

Ihm liegt es fern, die Reicheren zu richten,  
muß er auch oft den Stolz der Kasser spüren.  
Ihn ekelte, das Geld nur zu berühren,  
denn als Verarmter lernte er verzichten.

So träumt er neben Gegenwarts-Bewußten  
von jenen Zeiten deutscher Größe, da  
Hochmütige vor Mut'gen weichen mußten.

Und wenn am Gold sein Blick sich müde sah,  
betrachtet er, dann erst zutiefst bewegt,  
ein Kreuz von Eisen, das er heimlich trägt.“

Dies ist in seiner trauernden Verhaltenheit wohl eines  
der ergreifendsten Gedichte, die von Versprengten aus  
der großen Mannschaft im Gram der Einsamkeit ge-  
flüstert wurden.

„Wir staunen nur vor jenen Narrenspielen  
der tollgewordnen, ach, nur Vielzuvielen,  
bis uns der Ekkel würgt und fast erstickt.  
In dieser Zeit fragt niemand nach uns andern,  
denn keiner sieht, was unser Geist erblickt:  
Den stolzen Friedhof im geliebten Flandern...“

Aber dann nimmt die Trommel der Tod:

„Es trommelt ein Trommler die Trommel  
durchs ganze Reich.  
Es ist ein gespenstiger Spielmann,  
so bleich.  
Der schlägt mit dem Schlegelstock stetig,  
Tag und Nacht.“

Und wenn die Lebenden schlummern,  
 der Tote wacht.  
 Es ist das gute Gewissen der Zeit,  
 das immer wieder und wieder  
 schreit:  
 Vaterland, ich war dein Sohn!  
 Vergaßt du schon  
 den, der geblutet für Reich und Thron:  
 Gedenke, gedenke der Besten!  
 Es ruhen die Toten im Westen...  
 Weib, ich war dein Mann. Ich starb.  
 Fluche der Faust, die mich verdarb.  
 Dein Bruder war ich, Mann.  
 Wann, frag ich, wann  
 Ersteht mir meine Rache?  
 Erwache!"

Erwache!

Durch die Strenge der Strophen bricht der Schrei,  
 bricht der Fluch, bricht der Schwur, bricht das  
 Gesicht:

"Am Fuß des Rolands sah ich den totblaffen  
 Kriegskameraden vor den glitzernd-nassen  
 steinernen Stufen wie im Graben hocken.  
 Und so, als müßte er das Vorgelände  
 beobachten, sah er durch seine Hände;  
 ich trat hinzu — da hob er sein Gesicht:  
 'Was suchst Du', schrie ich auf, 'zu dieser Stunde?'  
 'Ich mache', sprach er schlicht, 'die große Kunde.'  
 'So lebst Du durch ein Wunder', 'Durch die Pflicht!'  
 'Mich weckte', sprach der Tote, 'jene Pflicht,  
 die eins nur kannte: Sterben oder Siegen!  
 Nicht länger ließ sie mich im Grabe liegen,  
 ich hob mich auf zu grollendem Gericht."

Und wie uns allen geschieht dem Chronisten: Die  
 Toten stehen vor ihm auf. Der Namenlose  
 nimmt Gestalt an und spricht und richtet und ...  
 richtet auf:

"Oft huschte in dem matten Glanz der Lichter  
 ein Mann vorbei, den kannte ich schon lang;  
 Der gleiche war's, der mir zur Seite sang  
 als Kamerad, als Kämpfer und als Dichter.  
 Der war nun lange schon ein ängstlich-schlichter  
 und armer Teufel, den die Not bezwang,  
 er, einst befeelt von schönem Überschwang,  
 ward ein Verzagter, mehr noch: ein Verzichter.  
 Anstatt die stumpfen Brüder anzufeuern  
 durch seiner blutdurchflamnten Worte Macht  
 schrieb er ins Hauptbuch eingegangne Steuern!  
 Er schrieb und schrieb vom Morgen bis zur Nacht,  
 niedergeschmettert von dem Ungeheuern,  
 daß er statt seinem anderer Werk vollbracht."

Und der Einsicht folgt die Tat:

"Der in wildbewegten Tagen  
 in die Fesseln ward geschlagen  
 schlimmster Tagelöhnerlei,  
 riß des Alltags harte Ketten,  
 sich ein besseres Selbst zu retten,  
 und ist frei!"

Der „mit unbefleckter Seele folgte schändendem Be-  
 fehle“ reißt sich los und kämpft aufs neue.  
 Hier fehlt das Datum in der Chronik. Aber schon  
 steht es mitverzeichnet in der Chronik des großen Auf-  
 bruchs einer werdenden Nation.  
 Rainer Schlösser verläßt sein Pöstchen, seinen  
 Posten zu beziehen. Er stößt zur Mannschaft jenes

Mannes, der als namenloser Krieger aus den  
 Weltkriegsgräben aufsteht.

"Wir schlagen die Brücken von Mann zu Mann,  
 wir wagen unter den Vielen,  
 und tut uns die Masse in bitteren Damm,  
 wir folgen den heiligen Zielen.  
 Ach, reichet mir, Kameraden, die Hand,  
 ich suche euch unter den andern,  
 uns kettet ein Wille, uns einigt ein Band  
 ins bessere Deutschland zu wandern."

Er ruft die Mannschaft, er ruft die Männer, er scharft  
 sie zusammen um den Führer, für die Wahl-  
 schlachten um Deutschland. So haben wir ihn kennen  
 gelernt, so haben wir ihn verehren gelernt, den Kämp-  
 fer und Rufer im VB., den Werber für den geliebten  
 Führer, den Mann der Mannschaft, Rainer  
 Schlösser!

"Ein Fähnlein ärmlicher Schlucker,  
 verachten wir Peitsche und Zucker,  
 verachten der Zwinghern Geschrei:  
 Denn Gott ist den Gläubigen Helfer,  
 trotz geiferndem Haß und Gebelzer  
 sind unter Knechten wir frei.

Uns kann keine Übermacht binden,  
 zerstreut selbst nach allen vier Winden  
 sind wir den Vielen Gefahr:  
 Noch immer prüften und weiheten  
 herzläuternde Einsamkeiten  
 den, der ein Berufener war."

Und aus herzläuternden Einsamkeiten rufen sich die  
 Versprengten an und finden sich und binden sich in  
 den Dienst am Mann der Männer.

"Wir fluchen denen, die den Geist verlachen,  
 der Gut und Blut fürs neue Reich begehrt,  
 das sie nicht kennen, sind sie auch gelehrt!

Wir aber werden wie im Kriege wachen  
 und, armer Stürmer, Deutschlands Zukunft bauen.  
 Sabt acht! Sabt acht! Ihr Satten und ihr Lauen!"

Und ein Glaube wächst empor, ein Glaube, nicht mehr  
 zu erschüttern durch die „Tatsachen“ des Alltags:

"Laßt beherrschen sie die Stunde,  
 eine flüchtige Sekunde  
 voll Erbärmlichkeit  
 schenkt das Schicksal selbst den Flemern,  
 doch es rechnet nur nach Männern  
 seit urew'ger Zeit."

Kein Rückschlag erschüttert, was nun wird. Im Ge-  
 denken an die Opfer vor der Münchner Feldherrnhalle  
 stellt Schlösser eine Tafel auf:

"In München am Novemberplatz,  
 da fielen deine Brüder,  
 und ob du ruffst und ruffst und ruffst —  
 du findest sie nicht wieder."

"In München am Novemberplatz,  
 da hab ich sie verloren.  
 Doch leben keine Kämpfer mehr:  
 Dann werden sie geboren!"

Und wieder fehlt das Datum der Chronik, als sollte  
 es gelten für gestern und morgen und für aller Tage:  
 Zeit, für den Schriftleiter so gut wie nun für den  
 Reichsdramaturgen, für ihn, und für alle, als der  
 Wahlpruch eines beispielhaften Lebens, eines bei-  
 spielhaften Kampfes, eines unverdrossenen,  
 schlichten, heldenhaften Kampfes.

# Die Bralsburg.

Erzählung von Otto Smelin.

(Bilder von W. Suppert, Karlsruhe.)

(Schluß.)

Er hatte das Wort „Krieg“ kaum ausgesprochen, da wußte ich: Ich war Kriegsfreiwilliger geworden, ich war ausgebildet worden, ich war nach Frankreich gekommen. Ich wußte alle Einzelheiten wieder, ich wußte auch, wie wir im Graben gelebt hatten, wie der Zuslattich am Granattrichter geblüht hatte. Ich wußte alles Elend und alle Härte wieder. Die Kameraden sah ich vor mir, die in den unterirdischen Wohnungen, in dem unterirdischen Leben neben mir gestanden, mit mir eins und bereit zu allem und vereint zu allem. Ich wußte plötzlich, daß der Angriff gekommen war, daß ich vorgelaufen war, durch die Nacht, um mich das Getöse und das Zucken und die Flammen der Schlacht. Ich wußte auch, daß ich gefallen war. Aber es war keine Überraschung, es war nur, wie wenn ein Vorhang aufgezogen wurde von einer Bühne, deren Bild mir längst bekannt war. Ich sagte zu Kurt:

„Ja, ich will Dir erzählen aus dem großen Kriege. Komm mit mir, wir wollen uns dort an die alte Mauer auf die Bank setzen.“

Wir zogen unsere Arbeitskleidung in dem Vorraum der Werkstatt aus, wuschen uns die Hände und setzten uns auf jene Bank an die Mauer. Ich erzählte Kurt von der Kameradschaft und Treue, die aus den Schrecken des Krieges hervorgekommen waren.

Als ich geendet hatte, lag die Sonne nur noch auf den Spitzen der höheren Bäume, und auf dem Giebel des Hauses saß in den letzten Strahlen eine Amsel und flötete. Ich ging nun allein durch den abendlichen Garten, auf den Kieswegen zwischen den Bäumen, durch den Gemüsegarten und durch das Gatter auf den Wiesenweg, der zu der Linde führte, wo ich so oft mit dem Alten gesessen hatte. Dort saß ich in der lauen Luft des Abends, und mein Leben und die Erlebnisse des Krieges zogen an mir vorüber. Und ich sah nun um so mehr, wie glücklich ich hier gewesen und liebte um so mehr die Menschen hier, den Alten und die Kinder und Mai und den Garten, die Blumen und die Wiesen und den See und ich sah es nun mit großer Trauer, weil ich wußte, daß nun bald meine Zeit um war.

An diesem Abend erzählte der Alte den Kindern in der Halle von dem Ritter Parzival, der in das herrliche Schloß Montsalvatsch gekommen sei, nach dem er Zeit seines Lebens gestrebt. Aber in aller Herrlichkeit und in allem Glücke habe er vergessen zu fragen nach dem kranken König und seinen Leiden, und darum sei er verstoßen worden aus dem Schloß und habe von neuem anfangen müssen zu suchen.

Als später die Kinder gegangen waren und Mais helles Kleid über die breite Treppe verschwunden war,

saß ich lange schweigend neben dem Alten und sah sein Gesicht, das von vielen Linien wundervoll geformt jetzt in dem Scheine der Kerzen wie das Gesicht eines Selben ausah; ich blickte ihn lange an, denn obwohl



ich seine Züge gut kannte, waren sie mir nie so groß und herrlich erschienen wie in diesen Minuten.

Nachdem ich einige Zeit geschwiegen hatte, sagte ich: „Ich weiß nun, was gewesen ist bis zu dem Augenblick, als ich verwundet liegen blieb.“

Der Alte antwortete:

„Ich habe es Ihnen gesagt, es würde Ihnen klar werden.“

Ich sagte:

Aber nun, da ich es weiß, kann ich nicht mehr hier bleiben.“

„Sie können hierbleiben. Sie wissen, daß wir Sie gerne aufgenommen haben. Und Sie sollen auch wissen, daß Sie hier bleiben können, so lange Sie wollen. Und wenn Sie wollen, auch für immer. Wenn Sie sich bei uns wohlfühlen, wird Sie nichts vertreiben.“

Ich sah vor mich hin, ich erinnerte mich aller Tage, die ich in den Gärten und in dem Hause am See verlebte, und ich fragte:

„Ist noch immer der große Krieg?“

„Ja“, sagte der Alte, „er ist noch immer.“

Ich fragte:

„Leben meine Kameraden noch?“

Der Alte antwortete:

„Die meisten leben noch.“

Es folgte nun eine große Stille. Die Kerzen flackerten ein wenig. Ich sah alles ganz deutlich vor mir, mein ruhiges, glückliches Leben hier und das schwere und furchtbare Leben dort.

Ich sagte:

„Sie wissen, wie gerne ich bei Ihnen war. Ich brauche das nicht zu sagen. Sie sagen, niemand vertreibt mich.“

Der Alte nickte:

„So ist es: Sie haben meine Erzählung vom Parzival, der nach der Wunde des Amfortas fragt, gut verstanden. Sie haben nach den Kameraden gefragt. Da Sie gefragt haben, ist es an Ihnen, hier zu bleiben für alle Zeiten bis an Ihr Ende oder bis Sie zurückzukehren wünschen. Die Entscheidung liegt bei Ihnen, nur bei Ihnen. Übereilen Sie nichts.“

Es war nun wieder eine große Stille um uns. Ich fühlte mein Herz pochen, ich fühlte die Schwere und Bitternis des Lebens, das mich erwartete, und die Härte des Entschlusses. Ich sagte:

„Es kann nicht anders sein: Solange die Kameraden in den Gräben stehen, solange die Granaten um sie brüllen und Feuer und Eisen speien, kann ich nicht hierbleiben.“

Der Alte sagte: „Sie werden gehen.“

„Ich werde morgen noch einmal alles mit Ihnen leben“, sagte ich, „ich werde nicht vom Abschied sprechen. Ich werde, soweit dies möglich ist, nicht einmal daran denken.“

Ich erhob mich, gab dem Alten die Hand und wünschte ihm eine gute Nacht.

Ich begab mich auf mein Zimmer und entkleidete mich. Ich trat ans Fenster und schaute den bestirnten Himmel; es war in dieser Nacht der Mond noch nicht aufgegangen. Trotzdem war ein unbestimmtes Licht über der Landschaft. Der See schimmerte, die Pappel auf der Landzunge stand schwarz und steil. So gar die jenseitigen Berge ließen sich erkennen, und ihre fernen hohen Schneefelder leuchteten in einem fahlen, beinahe grünlichen Licht. Ich sah den Himmel mit seinem Gefunkel und die Firne, als ich mit wachen Augen im Bett lag. Ich sah die funkelnden Sterne und fühlte, daß ich klein war und unbedeutend im Geschehen der Welt, und daß doch alles darauf ankam, daß ich mich meinem Wesen gemäß verhielt. Ich war mir vollkommen klar, daß ich nichts wußte über die Aufgabe, die mir war, und über den Sinn, den mein Leben hatte. Ich täuschte mich nicht darüber, daß ich hier sehr gerne geblieben wäre, denn es war hier in hohem und seltenem Maße Erfüllung um mich und in mir. Aber trotzdem mußte ich gehen. Ich schlief ein mit der Klarheit des Entschlusses und schlief sehr tief. Einmal wurde ich auch in dieser Nacht wach und hörte, wie so oft, das ferne Donnern. Aber ich wußte jetzt deutlich, daß es kein Donner war. Es war das Wimmern der Geschütze und das furchtbare Getöse der Schlacht, das ich so gut kannte. Morgen, dachte ich, morgen werde ich dorthin gehen. Morgen wird alles sein wie früher. Dieser Gedanke beruhigte mich, und ich schlief ein ohne Angst und ohne jene dumpfe, schwere Bedrückung, die ich manchmal in anderen Nächten empfunden. Am Morgen erwachte ich, als es schon völlig hell war. Ich hörte das Klavierspiel Mais. Ich wußte, daß ich es nun nicht mehr hören werde. Oder gab es für mich noch einmal eine Rückkehr? Ich hörte auf zu denken und hörte den Tönen zu, die so klar durch den stillen, sonnigen Morgen klangen. Als sie verstummten, erhob

ich mich, sah in die grünen Gärten und den glänzenden Morgenhimmel, fleidete mich an und ging mit den Kindern zur taunassen Wiese. Die Kinder tollten und lachten um mich. Man hatte ihnen nicht gesagt, daß ich weggehen würde. Ich billigte dies und sprach deshalb auch nicht davon. Ich verbrachte den Tag mit den Kindern, mit Mai und dem Alten wie alle Tage, und es fiel kein Wort und keine Anspielung darauf, daß es der letzte Tag war, den ich hier verbrachte. Nachmittags arbeiteten wir in der Werkstatt. Der Alte hatte seine geschnitzten Figuren beendet und auf den kleinen Sockeln der Säulen, die den großen Kuppelraum der Gralsburg trugen, befestigt. Kurt hatte mit großem Geschick sie nach Angaben des Alten bemalt und auch die Wände des Saales, die vielfach durchbrochen waren durch gotische Fenster, zusammengesetzt. Die hohen, schlanken Fenster waren mit viel Sorgfalt von den Mädchen aus bunten, glasartigen Papieren zusammengesetzt und ausgefüllt. Ehevorn an diesem Tage mit unserer Arbeit aufhörten, setzten wir, so gut es ging, die einzelnen Teile auf dem großen Tisch in dem einen Raum der Werkstatt vorläufig zusammen. Wir setzten die Wände mit kleinen Bolzen aneinander, steckten das Ganze in den dafür bestimmten Boden und deckten es mit den gewölbten Rippen und Füllungen der Kuppel, die in einem dunklen Gold erstrahlte. Wir öffneten die am Portal angebrachte große Flügeltür und schauten durch diese in den inneren Raum. Dieser war, vom Äußeren und den anderen geplanten Räumen, Galerien, Kreuzgängen und Gewölben ganz abgesehen, auch noch nicht in allen Teilen fertig. Vielfach fehlte die Bemalung, die Kapitäle der Säulenbündel waren noch nicht ausgeführt, der Fußboden, der aus bunten, dünnen Marmorplättchen zusammengesetzt werden sollte, war noch nicht einmal angefangen. Trotzdem war der Anblick überraschend. Die Strahlen der Nachmittagssonne fielen auf die bunten Fenster und diese glühten davon auf und warfen das farbige Licht in die weite und hohe Halle des Innern. Diese war in den Formen edel und nach Massen gebildet, daß sie ruhig und feierlich wirkte. Nun waren aber die Fenster so verteilt, daß, wenn man das Modell in die Nord-Südrichtung einstellte, von Stunde zu Stunde und von Monat zu Monat andere Säulen vom Lichte getroffen wurden und in buntem Glanz erstrahlten, und da an den Säulen zwölf Gestalten und die zwölf Zeichen des Tierkreises in zierlicher Holzschnitzerei vom Alten angebracht waren, so waren es die ewigen Symbole des Werdens und Vergehens, des Auf- und Niedergangs und der steten Wandlung, die mit Jahreszeit und Tageszeit erglänzten. Jetzt erst begriff ich ganz, indem meine Augen staunend das Kleinod betrachteten, und indem der Alte, das Modell langsam drehend, gleichsam den Kreislauf des Jahres und des Tages vorwegnahm, den Sinn alles dessen, was wir alle unter Anleitung des Alten hier bastelten. Wir riefen die Kinder, und jedes durfte einige Zeit durch die große Flügeltüre in das strahlende Innere des werdenden Baus schauen. Der Alte sprach manchmal eine Erklärung, zeigte einige Gestalten und die Sternbilder auch einzeln, erklärte ihre Embleme und warum sie gerade so gebildet waren. Da sie alle aus seinen Erzählungen von Parzival wußten und jedes nach seinem Alter und seiner Art einen Begriff hatte, so war es nicht schwer, alle

Dinge, die hier gebildet waren, mit der Gestalt des heiligen Zelden und seinen vielfältigen Erlebnissen und Abenteuer zu verbinden. Einige der Kinder fragten auch. Mit großen und blanken Augen saßen und standen sie vor dem Alten und hörten seinen Worten, die einfach waren und dem Gesichtskreis der Kinder angepaßt waren, zu. An den Reden des Alten merkte ich, daß es schwerer ist, das Einfachste zu sagen und das Natürlichste zu tun als alles Verwickelte und Geistreiche. Und ich merkte auch, daß es die höchste Schönheit und die höchste Reife ist, so einfach sein zu können, daß Kinder aufmerksam werden und Erwachsene hören. Wie viel Verwandlungen, sagte ich mir, mußte der Alte durchlitten, wieviel Stufen erstiegen haben, um so sein zu können.

Später ging ich mit ihm noch einmal durch den Garten und durch das Gatter hinaus auf die kleine Erhebung, wo unter der breiten Linde die Bank stand. Ich sagte ihm, daß ich nun erst ganz begriffen habe, welchen Sinn unser Modell berge, und daß ich bedaure, es nicht fertig zu sehen.

„O“, sagte er, „ob Sie es begriffen haben? Sagen Sie das nicht. Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, aber wer begreift solche Dinge jemals ganz? Das Begreifen, meine ich, hat kein Ende, und ‚fertig‘ ist das Modell nicht, und vielleicht wird es niemals fertig, niemals.“ Nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Was hätte es für einen Sinn, daß es da stünde, fertig und abgeschlossen? Ich glaube, daß es den Sinn hat, daß es wird, daß wir daran arbeiten und uns dieser Arbeit hingeben und daß wir uns daran freuen. Das andere ist nicht mehr Menschenache.“

Wir sprachen nun nichts mehr, saßen still auf der Bank, wie so oft, und schauten über das Grün der Gärten, über den blinkenden See, auf die ferne blaßrötlich leuchtenden Felsen der Berge und ihre Firnen. Die Sonne sank in ein violetttes Band von Dunst über den Gärten und Feldern im Westen, wurde orangefarben und zuletzt dunkelblutrot, und innerhalb weniger Minuten war sie verschwunden. Für eine kurze Weile leuchteten dann noch die Schneefelder rötlich auf wie glühender Wein. Die Farben der Gärten und des Sees wurden bläulich und kalt. Ein kühler Luftzug kam vom See, und die Bäume und Büsche flüsterten leise unter seinem Atem. Wir standen auf und gingen zum Haus zurück. Wir nahmen alle zusammen das Abendbrot wie gewöhnlich in der großen blauen Halle. Es gab Pfannkuchen, viele bunte Salate und kühle Milch. Die Kinder aßen eifrig und hungrig, und einige von ihnen plapperten viel. Nach dem Essen versammelten wir uns beim Schein der beiden Kerzen um den Sessel des Alten zur abendlichen Lehr- und Erzählstunde. Es wurde über manche Dinge gesprochen. Der Alte erzählte von den Fahrten der Wikinger, von den Entdeckungsfahrten des Columbus und von den Fahrten des Vasco da Gama und Balboa; manches, was die älteren Kinder schon wußten, ließ er diese berichten, anderes ließ er Mai vorlesen mit ihrer singenden, weichen, fraulichen Stimme. Er hatte alte Stiche auf einem der Tische bereitgelegt, die die Entdeckungsgeschichte behandelten und reichte sie herum. Die Kinder stellten seltsame Fragen. Ein Mädchen wollte wissen, ob Columbus eine Frau gehabt habe

und ob er sie mitgenommen habe auf die große Reise. Ein Junge fragte, ob die Seefahrer auch seefrank geworden seien, und andere fragten, wie es mit der Seefrankheit bestellt sei. Mit Geschicklichkeit, Humor und ruhiger Sicherheit wußte der Alte das Gespräch zusammenzuhalten.

Nach einer Stunde ungefähr beendete der Alte diese Abendunterhaltung, die Kinder verabschiedeten sich, indem sie jedem von uns Erwachsenen die Hand gaben und eine gute Nacht wünschten.

Der Alte, Mai und ich blieben noch eine halbe Stunde zusammen. Wir sprachen vom Garten und vom Gedeihen der Früchte des Gartens; auch von den Kindern sprachen wir und davon, wie drollig ihre Gedanken waren und die Fragen, die aus diesen Gedanken kamen. Der Alte sagte, es sei nicht recht, die Fragen der Kinder zu belächeln, denn es seien ebenso ernste Äußerungen des Lebens wie unsere eigenen Fragen. Zuerst verabschiedete sich Mai; sie sagte, sie müsse noch etwas fertig machen in der Küche. Sie reichte dem Alten die Hand und wünschte ihm eine gute Nacht. Dann trat sie zu meinem Stuhl und reichte mir wie sonst alle Abende die Hand und wünschte auch mir wie sonst alle Abende eine gute Nacht.

Nachdem wir noch einige Minuten in Schweigen gesessen hatten, sagte ich: „Ich werde heute nacht gehen. Es soll mich niemand begleiten.“

Der Alte antwortete: „Ja, es ist gut so. Sie werden den Weg finden. Es ist ein Sternenleuchten über dem Land. Ich habe Ihnen alles, was Sie brauchen, oben in Ihrem Zimmer bereitlegen lassen. Ich habe Ihnen ein Wort in Ihr kleines Notizbuch geschrieben, das in Ihrem feldgrauen Rock steckt. Versprechen Sie mir, daß Sie es heute nicht lesen.“

Ich versprach es. Dann erhob ich mich und reichte dem Alten die Hand. Ich spürte die meine in seiner großen, warmen, furchenreichen und spürte den Druck der seinen und erwiderte ihn. Unsere Blicke begegneten einander.

„Gute Nacht“, sagte ich.

„Gute Nacht“, sagte der Alte.

Ich stieg die breite Holztreppe hinauf und begab mich auf mein Zimmer. Dort fand ich Unterzeug, eine feldgraue Uniform und alles das, was ich als Soldat bei mir getragen hatte; ich erkannte auch alles als das Meine wieder. Ich kleidete mich um, zog die schweren Stiefel an und hing das Gewehr am Riemen über die Schulter. Ich tat alles sehr langsam. Ich wunderte mich nicht über all dies. Es war auch kein Schmerz oder Bedauern mehr in mir, daß ich hier wegging und wieder in die Schlacht. Es war auch kein Zweifel in mir und nicht einmal eine Überlegung. Was geschah und was ich tat, war eine Selbstverständlichkeit. Als ich fertig war, trat ich noch einmal ans Fenster und blickte in die schweigende Nacht, sah die Gärten und Bäume schwarz und duftend in der Kühle, sah den See und die Landzunge mit der Pappel und den gestirnten, funkelnden Himmel über den Bergen. So leise, als es mit den schweren Stiefeln möglich war, stieg ich die Holztreppe hinunter, ging durch die dunkle Halle zur Tür und stand im Freien. Ich wollte den Weg nach der Anhöhe mit der Linde einschlagen,

da trat eine helle Gestalt auf mich zu mit leisen Tritten. Ich erkannte Mai.

„Mai?“, sagte ich ein wenig erstaunt.

Mai reichte mir mit beiden Händen eine irdene Schale entgegen.

„Hier“, sagte sie, „es sind die ersten Erdbeeren. Ich habe sie heute gegen Abend gepflückt“.

Die Schale funkelte im Sternenlicht in einem fremden Glanz. Ich sagte: „Ich danke Ihnen, liebe Mai.“

Ich griff in die Schale und versuchte eine Beere. Sie war köstlich süß und voll jenes herrlichen Duftes und Schmackes, der aus Erde und Sonne gemischt scheint, wie ihn keine Frucht hat als die Erdbeere.



„Nehmen Sie, essen Sie“, sagte Mai, „Sie dürfen nicht weitergehen, ehe Sie alle gegessen haben. Es waren nicht genug, um sie allen andern vorzusetzen“. Stehend aß ich sie, und indem ich ihr zartes Fleisch im Gaumen zerdrückte, verwandelte sich mein Inneres. Ich aß und sah Mai im hellen Kleid, über das sie eine kurze dunklere Jacke gestreift hatte. Die Sterne standen über uns. Wir sprachen nichts, bis die Schale leer war.

„Nun werden Sie es besser überstehen“, sagte Mais frauliche Stimme, „leben Sie wohl“.

Ich reichte ihr noch einmal die Hand und sagte auch „leben Sie wohl, Mai“.

Dann wanderte ich weiter, ohne umzusehen. Mein Schritt knirschte im Kies. Ich ging durch das Gatter hinauf auf den Hügel, ich ging an der Bank vorüber, die unter der Linde stand und kam auf einen Feldweg; zwischen hohem Korn, aus dem dann und wann die runden Massen der Apfelbäume und die Pyramiden der Birnbäume ragten, schritt ich unter den flimmernenden Sternen hin. Ich ging lange und immer ruhiger und schneller. Das Gelände wurde hügelig; am Himmel flammte Wetterleuchten, das oft gewaltig und groß in blauem und gelbem Lichte die Landschaft erstrahlen ließ und ihr eine wunderliche Zerrissenheit gab. Auch Donner rollten, je weiter ich kam, deutlicher und lauter. Die Felder hörten auf, mein Weg verlor sich in einer von wenig Buschwerk bestandenen Heidelandschaft. Wolken jagten über den Himmel. Am Horizont wurden kleine Wäldchen sichtbar, als schwarze zackige Massen auf den flachen Wellen des Geländes.

Ich schritt weiter. Im Gelände waren tiefe Einschnitte, merkwürdige lochartige Vertiefungen. Die Nacht hing in gelblichen Fetzen um mich. Am Himmel stiegen in der Ferne bläuliche Kugeln hoch, gossen für Augenblicke ein grelles, unnatürliches Licht über die Landschaft. Meine Schritte beschleunigten sich. Vor mir tauchten kahle Bäume auf, Stämme, deren Laub und Astwerk weggerissen schien. Von einer unbekanntem Kraft getrieben, von unbezwinglichem Leben erfüllt, begann ich zu laufen. Ich hatte mein Gewehr am Riemen umgehängt, in der Rechten trug ich eine Handgranate. In Abständen von einigen Metern sah ich andere laufen. Sie erschienen gespenstische Gestalten im wirren Lichte nächtlichen Angriffs. Plötzlich merkte ich, daß ich gestolpert sein mußte und an der Erde lag. Mein Knie schmerzte heftig. Die Luft war von tausenden und zischenden Tönen erfüllt, zugleich von unaufhörlichem Donnern und Bullern. Dazwischen knatterte scharf das Gebell von Maschinengewehren. Manchmal stieg vor mir oder neben mir oder hinter mir die ungeheure Fontäne eines Einschlags auf, Erde und Feuer und Rauch wirbelten haushoch. Es fiel mir ein, daß ich vom Luftdruck einer solchen Fontäne hingeworfen worden war. Ich wollte wieder aufstehen. Ich richtete mich hoch, lief trotz scharfer Stiche unterhalb des Knies noch einige Meter weiter. Die Luft roch verkohlt und giftig, nach Verwesung und Brand. Ich hatte eine niedere Welle vom Boden erreicht, als ich umknickte. Schwindel überfiel mich. Ich hörte Kamerad Krings rufen: „Wo hat's Dich gepackt?“ Ich wollte rufen, daß es nur am Knie sei, aber ich hörte mich selbst nicht. Ich konnte mich nicht mehr aufrichten. In einem halben Dämmer verbrachte ich die Nacht, während die Schlacht vor mir tobte. Gegen Morgen, als der erste Tageschein den Himmel überhauchte, mußte ich ein wenig eingeschlafen sein und wurde durch Krings und einen Sanitätsoldaten geweckt, die mich untersuchten, einen Notverband anlegten und mir auf die Beine halfen. Ich konnte ein Stück zurückwandern. Undeutlich überlegte ich, wo ich



gewesen sei. Es fiel mir nichts ein. Nur eine Stimme hatte ich im Ohr, die Stimme eines älteren Mannes. Und einen See sah ich flimmern. Aber ich vergaß es wieder und konnte mir nicht denken, woher ich auf diese Sinneseindrücke kam. Vielleicht waren es Erinnerungen aus früheren Jahren. Ich konnte sie aber nirgends unterbringen.

Ich lag lange Zeit im Lazarett. Die Verwundung an sich war unbedeutend, aber zuerst hatte mich ein sehr großer Blutverlust geschwächt, nachher eiterten immer neue Knochensplitter heraus. Ich wurde mehrmals operiert und war lange Zeit unbeteiligt an allem Geschehen. So vergingen Monate, bis ich an Krücken meine ersten Gehversuche machen konnte. Immer noch erschienen manchmal Bilder von einem Garten und von einem See, oder ich sah Kinder auf eine Wiese laufen, die sich vor einem dunklen Walde breitete. Aber ich konnte keinen Zusammenhang finden, und obwohl die Bilder großes Glück in mich ausstrahlten, konnte ich sie nicht nach Wunsch rufen und nur selten erschienen sie.

Der Krieg ging verloren. Die Zeiten waren schwer. Meine Verwundung zwar heilte gut, und ich konnte wieder gehen, wenn auch nur hinkend. Aber es schien, als habe sich der Rest des Giftstoffes im Körper verteilt. Ich war anfällig, und meine Gesundheit war erschüttert. Oft mußte ich wochenlang zu Bett liegen. Die kleinen Dinge des Alltags beanspruchten lange Zeit fast meine ganze Kraft. Einmal lag ich nach einem der immer noch wiederkehrenden Fieberanfalle nachts schlaflos. Ich hatte, da es eine sehr warme Sommernacht war, das Fenster meines Zimmers geöffnet und schaute von meinem Lager aus in den dunklen Himmel mit seinen blizenden und funkelnden Sternen. Milde Nachtluft, die geladen war mit Düften der umliegenden Gärten, hauchte leicht herein. Ich lag unbeweglich und fast ohne Gedanken. Plötzlich, ohne daß ich wußte wie und woher, kam mir die Erinnerung wieder an das Haus am See. Es war diesmal nicht ein flüchtiges und abgerissenes Bild, das schnell enteilt. Langsam, klar und zusammenhängend als ein wirkliches Stück Leben tauchte es auf mit allen Einzelheiten, allen Tönen und allen Farben. Aber es war auch begleitet von allen Gefühlen, die mich damals erfüllt, von der Ruhe, von der Sicherheit und von der Wärme inneren Lebens, die ich seit damals nicht mehr in mir gefunden hatte. Stundenlang lag ich still und ließ jenes innere Geschehen mit all seinem Reichtum an mir vorüberziehen. Ich sah die Gärten, die Blumen, das Gemüse, die Wiesen, den Baumhof und den See in seinem Glanz. Ich hörte die Kinder lachen und sah mich mit ihnen im Wasser spielen, daß die blinkende Flut in Perlen um uns schäumte und bligte. Ich hörte die feine Stimme der fraushaarigen Gisela und die weiche, frauliche, vollere Stimme Mais. Ich sah alles und erlebte alles, immer neue Einzelheiten kamen mir deutlich vor die Sinne. Ich hörte den Klang der Stimme, mit der der alte Herr zu mir sprach, und ich hörte seine einfachen Worte und den Sinn seiner ruhigen Rede. Aber je länger ich dies alles vor mir erlebte, desto mehr wuchs auch in mir die unbezwingliche Sehnsucht, dorthin zurückzukehren und vor allem den Alten zu suchen, um mit ihm über das Geschehene zu sprechen. Mit diesem beseligenden Wunsche, der schon beinahe wie ein Entschluß war, entschlief ich gegen Morgen, als schon die erste Dämmerung über die nächtliche Welt zog.

Als ich spät am Morgen erwachte und die Sonne in mein Zimmer schien, war ich völlig genesen und verwandelt. Ich kleidete mich an und überlegte, wo ich den See und das Haus mit seinen Bewohnern finden könne. Da ich viele Gegenden Deutschlands kannte, sagte ich mir, daß es nur am Bodensee sein könne. Ich packte daher bald meine Sachen und fuhr in den folgenden Tagen zum Bodensee. Ich wanderte an seinen Ufern hin und fragte in vielen Orten, aber ich fand das Haus nicht, und kein Mensch wußte von solchen Menschen und von einer solchen Besitzung in dieser Gegend. Dadurch wurde ich gezwungen, meine eigenen Erinnerungen nachzuprüfen, und ich fand keinen Zusammenhang jener Ereignisse mit meinem Kriegsleben. Ich entsann mich des nächtlichen Angriffs, bei dem ich verwundet worden war, und des Erwachens im Garten am See und der Rückkehr, aber es war in meiner Erinnerung dieselbe Nacht und derselbe Angriff. Um sicher zu sein, besuchte ich meinen Kriegskameraden Krings, der in einem kleinen Städtchen am Rhein lebte und mit dem ich schon manchmal zusammengetroffen war. Ich fragte ihn über jene Nacht, und er sagte, er habe gesehen, daß ich gefallen sei und einige Augenblicke still gelegen habe; er habe dann gesehen, daß ich mich noch einmal aufgerafft habe und zwanzig Meter weiter endgültig zusammengebrochen sei. Dort habe er mich später mit dem Sanitätsoldaten gesucht und gefunden. Obwohl ich ihm sonst alles erzählte, was mein Leben betraf, erzählte ich ihm doch nichts von meinem Aufenthalt am See.

Von meinem Freunde Krings fuhr ich nun in eine Universitätsstadt und suchte einen mir bekannten und sehr berühmten Nervenarzt auf. Ich erzählte ihm alles, soweit ich es ihm angeben konnte und soweit es die Frage betraf. Er hörte es mit großer Aufmerksamkeit an und nannte einen lateinischen Namen; es



sei einer jener seltenen Fälle geschlossener Traumvorstellungen. Er merkte aber wohl an meinem Gesicht, daß mir seine Erklärung nicht genügte. Er lächelte und meinte, es sei zwar bedauerlich für mich, aber es sei alles nur Traum gewesen. Oder ob ich einen klareren Beweis dafür wolle als die Tatsache, daß ich in wenigen Augenblicken viele Wochen unterbringe. Übrigens sei der Tatbestand wissenschaftlich sehr lehr-

reich, und er riet mir, das Ganze zu Papier zu bringen und seinem Archiv für Psychiatrie einen Abzug zu geben. Ich sagte ihm, daß ich seine Anschauungen nicht kritisieren wolle, daß er es mir aber nicht übelnehmen werde, wenn ich meine eigenen Gedanken über diese Erlebnisse habe. Er sagte: „Wenn Sie an eine andre Möglichkeit glauben, müssen Sie einen Beweis bringen. Andernfalls bleibt der objektiven Wissenschaft keine Möglichkeit als die gegebene Erklärung.“ Ich verabschiedete mich von ihm und fuhr nach Hause. Ich kramte in meinen alten Kriegsandenken, die ich in einem kleinen Kofferchen aufbewahrt hatte. Ich suchte das kleine Notizbuch, das ich im Krieg immer bei mir getragen hatte. Auf der letzten Seite standen deutlich von einer unbekanntem Hand geschriebene die Worte: Es gibt nur einen Weg und dieser führt mitten durch die Wirklichkeit.

Ich sah das Blatt lange an, mein Herz klopfte. Wo war ich gewesen? War ich in einer andern Welt gewesen, wo die Zeit ein anderes Maß hatte, wo Sekunden Wochen waren. Auf einem andern Gestirn? Auf einer andern Erde? Oder außerhalb dieser Raumwelt?

Ich suchte nicht mehr. Ich begriff, was jetzt zu tun war. Ich nahm mein kleines Vermögen und kaufte mir ein kleines Anwesen am Bodensee, nicht weit von Schachen. Ein Kamerad wurde mein Gärtner. Ich suchte verwaiste Kinder, und wir leben zusammen und ahmen im Kleinen und Unvollkommenen die höhere Welt nach, die sich mir aufgetan hatte, als das Grauen um mich stand. Wir bilden Blumen, Bäume und Menschen. Wir bauen eine heilige Burg, so gut es geht. Ich denke, es ist gut so.

## Alfred Malzacher Die Landesbildstelle (Aufbau und Arbeit).

In verhältnismäßig kurzer Zeit ist es der Reichsstelle für den Unterrichtsfilm und den ihr angeschlossenen Landesbildstellen gelungen, die notwendige Organisation soweit auszubauen, daß die Versorgung der Schulen mit Unterrichtsfilmen und Apparaten in den nächsten Wochen erfolgen kann. Annähernd 100 Filmprojektoren und etwa 400 Unterrichtsfilmkopien aus verschiedenen Unterrichtsbereichen kommen zunächst in Baden zur Verteilung. Eine zweite Sendung, die etwa die gleiche Anzahl von Vorführapparaten und Filmen umfassen wird, ist zu Beginn des neuen Schuljahres zu erwarten.

Im Laufe des Jahres sind für Baden im ganzen vier Sendungen vorgesehen, so daß die Anzahl der Schulen, die vorläufig einen Apparat und die dazu gehörigen Filme gemeinsam verwenden werden, immer geringer wird.

Zum Zwecke der Durchführung der Organisation für das gesamte Lichtbildwesen in der Schule hat der Herr Reichserziehungsminister die Reichsstelle für den Unterrichtsfilm mit Sitz Berlin geschaffen.

Im Lande Baden hat die Landesbildstelle im Auftrag des Herrn Ministers des Kultus und Unterrichts und der Reichsstelle für den Unterrichtsfilm mit den ihr gestellten Arbeiten begonnen. Die Landesbildstelle ist im Staate damit beauftragt, für das Land Baden die Aufgaben zu erfüllen, die sich aus der Verwendung von Film und Lichtbild auf dem Gebiete der Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung ergeben, insbesondere hat sie den Unterrichtsfilm in allen seinen Verwendungsmöglichkeiten zu fördern.

Als Einzelaufgaben wurden ihr zugewiesen:

1. die pädagogische und bildfachliche Beratung der Behörden, Kreisbildungsstellen und Schulen;
2. Einführung der Bild- und Filmarbeit in das pädagogische Leben des Dienstbereiches;
3. Anpassung der Bild- und Filmgestaltung an das Unterrichtsbedürfnis;
4. Verbindung zu den Hochschulen aller Art, besonders zu denen für Lehrerbildung;
5. Anwendung der Arbeitsergebnisse in der Ausbildung der Lehrerschaft, besonders in der Ausbildung des Nachwuchses an Leitern von Bildstellen, Lichtbildsammlungen und Schulkinoeinrichtungen aller Art.

Die Landesbildstelle wird weiterhin ein Landesbild- und Filmarchiv, eine Musterammlung episkopischer Bilder, eine Sammlung sachlicher Unterlagen für den Gebrauch von Film und Bild und ein Verzeichnis der Filme und Bilder des gesamten Landes anlegen.

Die Pflege der eigenen Geräte und deren Einsatz im Vorführdienst, die Schaffung einer eigenen Bild- und Filmbearbeitungswerkstätte und die technische Auskunft an die Kreisbildungsstellen und sonstige Stellen im Lande auf allen Gebieten des Film- und Lichtbildwesens sind weitere Aufgabengebiete der Landesbildstelle. Sie wird außerdem den Bezug von Lichtbildern, Filmen und Geräten für den eigenen Bedarf sowie für den der Kreisbildungsstellen organisieren, ferner Veranstaltungen und Vorführungen für bestimmte Gegenden und zu bestimmten Zwecken durchführen.

Eine vordringliche Aufgabe besteht endlich darin, in Lehrfilmkursen technische Leiter, Vorführer an Schulen und Hochschulen und die Leiter von Bildstellen und Bildsammlungen in alle einschlägigen Fragen der Technik und in der Anwendung von Bild und Film einzuweißen.

Zu den gestellten Aufgaben sei im Rahmen dieser Ausführungen noch einiges bemerkt:

Die Beschaffung der Geräte (Filmprojektoren) erfolgt zentral durch die Reichsstelle für den Unterrichtsfilm. Die Anzahl der auf die einzelnen Länder, d. h. auf die Landesbildstellen entfallende Stückzahl errechnet sich jeweils nach der Höhe des Aufkommens der Lernmittelbeiträge. Ein bestimmter Prozentsatz dieses Aufkommens wird zur Beschaffung von Apparaten und ein weiterer zur Anschaffung von Filmen verwendet. Die Verteilung der Apparate auf die Kreise und Schulen ist Aufgabe der Landesbildstelle.

Zu jedem Apparat werden vorerst vier verschiedene Filme mitgeliefert. Diese Zahl wird sich aber im Laufe der Zeit bedeutend erhöhen. Schulen, die bereits über ein Vorführgerät verfügen, sollen mit entsprechend mehr Filmkopien berücksichtigt werden.

Während die Hauptverantwortung bei der Beschaffung von Geräten und Filmen in der Hauptsache die Reichsstelle übernommen hat, liegt diese bei der unterrichtlichen Verwendung des Filmes und in der Ausbildung der Lehrerschaft bei der Landesbildstelle. Es finden deshalb im Laufe des Jahres Ausbildungslehrgänge für die Lehrer aller Schulgattungen, möglichst am Sitz der Landesbildstelle statt, die in der Regel eine Woche dauern werden.

Es wird hierbei besonderer Nachdruck auf zuverlässige Ausbildung der Kreis- und Stadt-Bildstellenleiter gelegt, um ihnen die Befähigung einer lokalen Schulung in ihrem Arbeitsbezirk zu geben.

Aus dem Erlaß des Herrn Reichserziehungsministers vom 26. Juni 1934 geht weiter hervor, daß an Stelle der bisher vorgesehenen 10 staatspolitischen Filmveranstaltungen in Zukunft vier derartige Filmveranstaltungen und zwar in Verbindung mit der Gaufilmstelle durchgeführt werden sollen. Hierbei sollen diese Filme so vorgeführt werden, daß je ein Film in jedem Vierteljahr gezeigt wird. Die Verwendung von Sonntagen für diese Vorführungen muß vermieden werden. Die Programme dieser staatspolitischen Filme werden in der Regel durch Vereinbarung des Reichserziehungs- und Reichspropagandaministeriums festgelegt. Wenn dies nicht der Fall ist, dann dürfen nur solche Filme gespielt werden, die von der Landesbildstelle und Gaufilmstelle vereinbart worden sind.

Die Senkung der staatspolitischen Filmvorführungen von zehn auf vier im Laufe des Jahres bedeutet eine wesentliche Entlastung der Schülereltern, da in Zukunft eine Teilnahme der Schüler an sonstigen Filmveranstaltungen nicht mehr befohlen werden kann und die vollkommene Freiwilligkeit am Besuch gewahrt ist.

Bei der Bild- und Filmarbeit in den einzelnen Schulen bedient sich die Landesbildstelle der in Baden noch neu zu schaffenden Kreis- und Stadtbildstellen. Vorerst ist die Errichtung von etwa 20 Kreis- und Stadtbildstellen in Aussicht genommen. Die Landesbildstelle beaufsichtigt in fachlicher Hinsicht die Arbeit der Kreis- und Stadtbildstellen und gibt für diese Richtlinien, für deren Befolgung die Leitung der Kreis- und Stadtbildstellen dem Leiter der Landesbildstelle verantwortlich ist.

Während die Reichsstelle und die Landesbildstelle ihre Arbeit zu Beginn im wesentlichen auf den Film konzen-

trieren mußten, ist hiermit in keiner Weise eine ablehnende Stellungnahme zum Stehbild zu erblicken. Das Stehbild wird eine besondere Pflege bei der Landesbildstelle erfahren. Im Laufe der Zeit wird eine Sammlung von Negativen und selbstverständlich auch von Diapositiven angelegt, die den Kreisbildstellen und Schulen zur Verfügung stehen sollen.

Ein Unterschied zwischen Film- und Bildarchiv besteht in der Art der Beschaffung. Während Unterrichtsfilme und Filmapparate zum größten Teil von den Lernmittelbeiträgen bestritten werden, können vorläufig nur Ergänzungsbilder oder Bildreihen zu den von der Reichsstelle gelieferten Filmen von den oben genannten Beträgen mitverwendet werden.

Die Anschaffung von Stehbildprojektoren ist nach wie vor eine Angelegenheit der Schullastenträger.

Auf allen Gebieten des Lichtbildwesens ist eine Mitarbeit der Lehrerschaft erwünscht und notwendig. Die unterrichtliche Filmarbeit ist zwar grundsätzlich auf Eigenfilmen aufgebaut. Es ist aber zulässig, daß Schulen und Schulverbände im Rahmen ihres Etats Filme anmieten, soweit diese als Unterrichtsfilme anerkannt sind.

Nach § 4 des Reichslichtspielgesetzes vom 16. Februar 1934 bedürfen die für den Unterricht an öffentlichen und öffentlich anerkannten Bildungs- und Forschungsanstalten bestimmten Filme keiner Zulassung durch die Zensur. Wenn diese Filme dagegen in Elternabenden (Schulgemeinden) oder in öffentlichen Vorführungen Verwendung finden sollen, sind sie gemäß § 14 des Reichslichtspielgesetzes der Ortspolizeibehörde zur Genehmigung vorzulegen.

Diese Genehmigung wird in der Regel in unsern Fällen immer erteilt werden.

Ein großes Betätigungsfeld ist der Lehrerschaft in der Mitarbeit zu einem Filmbedarfsplan gestellt und gegeben.

Ein Filmbedarfsplan wird in den verschiedensten Schulgattungen aufgestellt werden müssen; denn Schulgattung und Altersstufe bedingen verschiedene Filmthemen und verschiedene Darstellungsformen. Die Lehrer werden ihre Wünsche und Vorschläge über die Kreisbildstelle an die Landesbildstelle vorlegen und diese Vorschläge werden dann gesammelt an die Reichsstelle weitergeleitet.

Die Landesbildstelle wird von einem Verwaltungsrat, dem Beamte des Unterrichtsministeriums angehören, beaufsichtigt. Ein Beirat, zu dem der Herr Minister des Kultus und Unterrichts den Verwaltungsrat, Angehörige der Partei, der Hochschulen, des Deutschen Gemeindetages und des Fachverbandes beruft, hat die Aufgabe, der Landesbildstelle beratend und fördernd mitzuhelfen und das Verständnis für die Aufgaben des Bild- und Filmwesens bei allen Dienststellen zu entwickeln.

Die Landesbildstelle hat einen hauptamtlichen Leiter, der, wie sein Stellvertreter, von dem Herrn Minister des Kultus und Unterrichts ernannt wird.

Ständige Mitarbeiter werden auf Vorschlag des Leiters der Landesbildstelle ebenfalls vom Herrn Minister berufen. Mit dem Erlaß des Herrn Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und mit der Aufnahme der Arbeit der Reichsstelle für den Unterrichtsfilm und ihren angegliederten Landesbildstellen ist eine völlig neue Lage für das Schulfilmwesen geschaffen. Grundsätzlich ist das Ziel erreicht, das in langjähriger Pionierarbeit erstrebt, aber nicht erreicht wurde: Eingliederung des Filmes in den Lehrplanmäßigen, laufenden Unterricht.

## Lehrerbildungsanstalt Karlsruhe.

Seit Jahrzehnten wird in Baden von den verschiedensten Altertums- und Heimatvereinen und von einzelnen Forschern Volks- und Heimatkunde betrieben. Es ist seither eine umfangreiche Sammel- und Aufklärungsarbeit auf diesen Gebieten geleistet worden, und manches Teilergebnis dieser jahrelangen Arbeit liegt bereits im Druck vor. Zu einer abschließenden umfassenden Gesamtdarstellung der Volks- und Heimatkunde Badens ist es aber bisher trotz mancher guter Ansätze leider nicht gekommen. Das Fehlen eines solchen Sammel- und Nachschlagewerkes macht sich vor allem im heimatkundlichen Unterricht der Schulen immer und immer wieder unliebsam bemerkbar. Um diesem empfindlichen Mangel abzuhelpfen und um jedem Lehrer und Heimatfreund die Möglichkeit zu geben, sich jederzeit über alles Wissenswerte der badischen Volks- und Heimatkunde zu unterrichten, wurde im Jahre 1928 von Professor Dr. Schneider im Anschluß an die Karlsruher Lehrerbildungsanstalt ein Heimatarchiv gegründet, das es sich zur Aufgabe gesetzt hat, den in Zeitungen und Zeitschriften oft weit zerstreuten heimatkundlichen Stoff in weitestem Umfange zu sammeln und der allgemeinen Benützung zugänglich zu machen. Durch dieses Heimatarchiv, dessen Räume sich zur Zeit in der Pädagogischen Bücherei der Karlsruher Lehrerbildungsanstalt befinden, wird der gesamte für Baden wichtige Stoff geordnet und sichergestellt, der gerade durch die Einmaligkeit vieler Aufsätze und Mitteilungen von großem Wert für die Volks- und Heimatkunde ist, bisher dem einzelnen Forscher und Lehrer aber schwer zugänglich, wenn nicht unerreikbaar bleiben mußte.

Hier setzt nun die Arbeit des Heimatarchivs ein, durch dessen Sammeltätigkeit es heute schon möglich ist, über fast alle Gegenden und Orte Badens, über die verschiedenen Sachgebiete der Volks- und Heimatkunde und über bedeutende Persönlichkeiten in Baden jederzeit den benötigten Stoff, soweit er in Zeitungen erschienen ist, zur Einsicht zur Verfügung zu stellen. Dadurch erübrigt sich für den Heimatforscher die mühevollle Arbeit, die er bisher leisten mußte, um alle für seine Forschungen einschlägigen Zeitungsaufsätze zusammenzusuchen, soweit ihm das überhaupt gelang. Das Heimatarchiv umfaßt heute bereits über 10 000 Aufsätze und Notizen zur badischen Volks- und Heimatkunde, wobei zu diesem Bestand täglich aus den ungefähr 80 badischen Tageszeitungen durchschnittlich 20 neue Aufsätze hinzukommen. Allein schon diese Zahl läßt erkennen, wie wichtig eine derartige Einrichtung mit der Zeit für alle heimatkundlichen Forschungen werden muß und auch schon geworden ist. Besonders allen

Lehrern und Schulungsleitern in Baden bietet das Heimatarchiv eine unentbehrliche und unerschöpfliche Hilfe zur Vorbereitung des heute so wichtigen heimatkundlichen Unterrichts, da diese im Heimatarchiv gesammelten Zeitungsaufsätze manche Einzelzüge und Ereignisse schildern, die in den vorhandenen heimatkundlichen Büchern nicht enthalten, aber zur Kenntnis der Orte und Landschaften, ihrer Geschichte, ihrer Kultur und ihres Volkstums unerlässlich sind. Die Zahl der Benützer, die hauptsächlich der Lehrerschaft angehören, wächst zwar von Jahr zu Jahr, aber trotzdem ist die Einrichtung des Heimatarchivs in ihrer Bedeutung für die badische Heimatkunde noch viel zu wenig bekannt.

Die Arbeit im Heimatarchiv geht folgendermaßen vor sich: Aus den täglich aus ganz Baden einlaufenden Tageszeitungen und Zeitschriften werden alle Aufsätze und Notizen, die irgendwie wichtig sind für die Geschichte, Volkskunde, Wirtschaftsgeschichte und Naturkunde, Kunst- und Kulturgeschichte Badens, ausgeschnitten und mit Angabe der betreffenden Zeitung auf einzelne Blätter aufgeklebt. Die Aufsätze werden jeweils vierfach, nach Verfassern, Sachgebieten, Orten und besonderen Stichwörtern in einer Kartei geordnet und verzeichnet, so daß jeder einzelne Aufsatz ohne weiteres bei Bedarf zu finden ist. Der gesamte heimatkundliche Stoff des Heimatarchivs steht der Öffentlichkeit zur Benützung frei, derart, daß die für heimatkundliche Zwecke von Lehrern oder Heimatforschern benötigten Aufsätze herausgesucht, ausgeliehen und als portopflichtige Dienstfachen in ganz Baden verschickt werden können. So ist wohl zum ersten Male in Deutschland jedem die Gelegenheit geboten, den gesamten aus dem Tageschrifttum stammenden heimatkundlichen Stoff einer Landschaft einzusehen, benützen und verwerten zu können.

Zum Schlusse möchte ich noch zwei Bitten an alle Lehrer und Heimatfreunde richten: 1. Sehen Sie sich das Heimatarchiv selbst an. Es befindet sich Karlsruhe, Bismarckstraße 10, in der Lehrerbildungsanstalt (Eingang Seminarstraße) und ist geöffnet täglich 10—12 Uhr und (außer Samstag) 3—6 Uhr. 2. Es wäre sehr erwünscht, wenn alle Heimatforscher, vor allen Dingen die Lehrer, 2 Stücke aller ihrer bisherigen Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Heimat- und Volkskunde unentgeltlich zur Vervollständigung des Heimatarchivs an dieses einsenden wollten.



*Heinemann*

